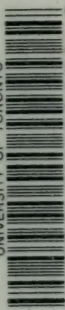


UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 01328959 0

John Henry Mackay . Gesammelte Werke
in acht Bänden.

Bd. 1: Photographie — Vorwort — Gedichte. Bd. 2: Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte. Bd. 3: Kinder des Hochlands — Helene — Sturm. Bd. 4: Moderne Stoffe — Die Menschen der Ehe. Bd. 5: Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang. Bd. 6: Zwischen den Zielen. Bd. 7: Der Schwimmer. Bd. 8: Die Anarchisten.

Geheftet 20 Mk.; in Leinen 28 Mk.; in Halbfranz 36 Mk.
Lurusausgabe in Ganzleder auf van Gelder 120 Mk.

Einzel-Ausgaben:

Gedichte. Geh. 5 Mk.; in Leinen 6 Mk.; in Halbfranz 7 Mk.
Lurusausgaben 20 und 40 Mk.

Die Menschen der Ehe. Schilderungen aus der kleinen Stadt. Neue Ausgabe. Viertes Tausend. — Geh. 1 Mk.; in Leinen 2 Mk.; in Halbfranz 3 Mk. Lurusausgabe 15 Mk.

Zwischen den Zielen. Kleine Geschichten. Neue Ausgabe. Drittes Tausend. — Geh. 2 Mk.; in Leinen 3 Mk.; in Halbfranz 4 Mk. Lurusausgabe 20 Mk.

Sturm. (Revolutionäre u. soziale Gedichte.) Definitive Ausgabe. Fünfte Auflage. Sechstes und siebentes Tausend. — Karttonniert 1 Mk. Lurusausgabe 15 Mk.

Der Schwimmer. Die Geschichte einer Leidenschaft. Dritte Auflage. Viertes Tausend. — Geh. 2 Mk.; in Leinen 3 Mk.; in Halbfranz 4 Mk. Lurusausgabe 20 Mk.

Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Definitive Ausgabe. Vierte Auflage. Zehntes Tausend. — Geh. 2 Mk.; in Leinen 3 Mk.; in Halbfranz 4 Mk. Lurusausgabe 20 Mk.

Mar Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit vier Abbildungen, mehreren Facsimiles und einem Anhang. Zweite, durchgesehene und um eine Nachschrift: „Die Stirner-Forschung der Jahre 1898—1909“ vermehrte Auflage. — Geh. 6 Mk.; in Leinen 7 Mk.; in Halbfranz 8 Mk. Lurusausgabe 20 Mk.

Mar Stirner's Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum“. Aus den Jahren 1842—1847. Herausgegeben von John Henry Mackay. — Geh. 2 Mk.; in Leinen 3 Mk.; in Halbfranz 4 Mk.

Alle Ausgaben in mustergültiger Ausstattung. Über die Lurus-Ausgaben verlange man besonderen Prospekt. — In allen Buchhandlungen.

8 vols.

John Henry Mackay
Gesammelte Werke

Erster Band

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

Erster Band:

Gedichte

Zweiter Band:

Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte

Dritter Band:

Kinder des Hochlands — Helene —
Sturm

Vierter Band:

Moderne Stoffe — Die Menschen
der Ehe

Fünfter Band:

Die letzte Pflicht und Albert Schnells
Untergang

Sechster Band:


Zwischen den Zielen

Siebenter Band:

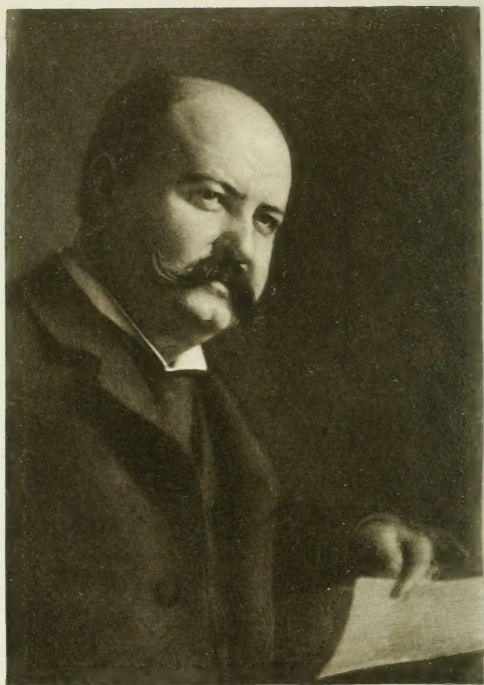
Der Schwimmer

Achter Band:

Die Anarchisten



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto



John Henry Mackay

Heli. impr. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Diese Gesamt-Ausgabe wurde im Sommer des Jahres 1911 in der Buchdruckerei von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen in einer Auflage von 1200 Exemplaren gedruckt. Davon wurden 50 Exemplare auf handgeschöpftem van Gelder (in acht Ganzleiderbänden gebunden zu 120 Mark) abgezogen, die — handschriftlich vom Verfasser numeriert und signiert — nur direkt von dem Verlage Bernhard Zack in Treptow bei Berlin, Kieffholzstraße 186 zu beziehen sind.

LG
M153

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

In acht Bänden

Erster Band:

Gedichte

556417
18.1.53

Treptow bei Berlin
Bernhard Zack's Verlag

1911

Gedichte

Von

John Henry Mackay

Mit

einem Vorwort zur Gesamtausgabe

und

einer Photographie

Treptow bei Berlin

Bernhard Zacks Verlag

1911

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1911 by John Henry Mackay

Vorwort zur Gesamtausgabe

Die Veranlassung zu dieser Gesamtausgabe ist zunächst eine rein äußerliche: bei dem vor drei Jahren erfolgten Übergang meiner sämtlichen Bücher in meinen eigenen Besitz stellte sich zugleich mit der Herstellung neuer Ausgaben die Notwendigkeit heraus, mit den alten und veralteten gänzlich aufzuräumen. Weitere Erwägungen rieten ferner, manches ganz fallen zu lassen, anderes dagegen, ohne es neuer und wenig gekaufter Einzelausgaben für wert zu erachten, doch zugleich nicht ganz aufzugeben, so daß sich schließlich der Gedanke einer Gesamtausgabe, neben der dann nur noch die hauptsächlichsten Schriften in selbständigen Einzelausgaben fortzubestehen hätten, während die anderen teils in ihr enthalten, teils ganz zurückgezogen werden sollten, als der nächstliegende von selbst ergab.

Eine andere Erwägung trat hinzu. Es ist das Schicksal aller Persönlichkeiten, die ihre Lebenstätigkeit nicht in eine bestimmte Richtung und auf eine bestimmte Form des Ausdrucks beschränkt haben, sich in der Gesamtauffassung ihrer Arbeit völlig unbegriffen zu sehen. Heute mehr, als vielleicht je. Heute, wo man, statt jede Lebensäußerung, sofern sie nur echt und stark ist,

als eine Lebensbereicherung mit Freuden zu begrüßen, in ihr nur mißtrauisch einen Angriff und eine Gefahr für irgendein altes und veraltetes Vorurteil sieht, und wohlwollend und empfangsbereit nur Dem gegenübersteht, was in die von Alters und von Oben her vorgezeichneten und genehmigten Bahnen einbiegt und sich in ihnen fortbewegt. Ein Dichter hat kein Anarchist zu sein (in Wirklichkeit sind alle Dichter Anarchisten und werden es immer sein) und wer eine Lebensgeschichte Max Stirners schreibt, hat (auch wenn die Philosophen nie daran dachten, es zu tun) zuvor sein Doktordiplom der Philosophie als erste Berechtigung zu solchem Unterfangen vorzuweisen. Wird doch schon die Betätigung auf verschiedenen Feldern eines Gebietes als unliebsam empfunden und ist es fast ein Wunder, daß es immer noch Bücher gibt, die nicht allein für die Literaturgeschichte geschrieben sind.

Menschen dieser Art folgen daher im Grunde nur einem Selbsterhaltungstrieb, wenn sie Betrachtung und Urteil endlich zwingen, sich vor das Gesamtbild ihres Schaffens zu stellen. Auch mich reizte dieser Gedanke und so ist denn diese Gesamtausgabe entstanden.

Über ihre Gliederung dieses. Ganz fortgelassen sind in ihr der erste, jugendliche Versuch eines mehr erheiternden, als ergreifenden Trauerspiels; sowie erste Studien in Prosa, die — als solche auch bezeichnet — um so eher fortbleiben durften, als sie schlecht sind.

Ferner der weitaus größte Teil jener Jugend-Sünden, die man gemeiniglich als Gedichte zu bezeichnen pflegt (ich nannte sie sogar Dichtungen), sowie endlich ein Teil meiner Übertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, die, obwohl sie fast durchweg noch keinen anderen Übersetzer gefunden haben, doch eines besseren bedürfen, als ich es bin.

So enthält denn der erste Band: „Gedichte“ im großen und ganzen jene strenge und sorgsame Auswahl, wie ich sie bereits vor zwei Jahren aus vier früheren und jetzt zurückgezogenen Bänden traf, eine Auswahl, die ich nur hier und da noch etwas abrunden zu müssen glaubte, sonst aber gelassen habe, wie sie ist. — Die „Neuen Gedichte“ des zweiten Bandes erscheinen in dieser Gesamtausgabe zum erstenmal und zwar einstweilen nur in ihr, da — nachdem von der genannten Auswahl bis heute nur 96 Exemplare, also noch nicht einmal hundert, verkauft wurden, zu einer gleichzeitigen Sonderausgabe keine Veranlassung besteht. — Der dritte Band bringt zunächst die Erstlingsdichtung „Kinder des Hochlands“. Sie ist, wie mir vertrauenswürdige Stimmen versicherten, das einzige unter meinen Büchern, das „unbedenklich auch jungen Mädchen in die Hand gegeben werden kann“. Obwohl das zu denken gibt, konnte ich mich doch zu ihrer völligen Fortlassung nicht entschließen. Man will doch auch einmal ein gutes Buch geschrieben

haben, wenn es auch schon lange her ist. „Helene“, die Liebes-Dichtung, ist gewiß kein gutes Buch. Es ist dafür vielleicht ein um so merkwürdigerer Niederschlag seltsam-leidenschaftlichen Empfindens und Erlebens. Ein ganz böses Buch ist natürlich der berühmte „Sturm“. Es steht hier in definitiver Ausgabe und was ich zu ihr noch zu sagen hatte, habe ich in dem neuen Vorwort gesagt. — Die „Modernen Stoffe“ des vierten Bandes sind stehen geblieben, weil sie für mich eine Befreiung bedeutet haben. Nicht etwa als ein Dokument — obwohl es das nachweislich erste in dieser Form der Novelle ist — einer Literaturbewegung, der ich nie angehört habe und mit der ich doch immer zusammen genannt worden bin. Warum? Wohl, weil sich eine in jeder Beziehung so unbequeme Persönlichkeit wie die meine sonst nirgends anders so bequem einschachteln läßt. Das kommt, ohne daß man es will und ahnt. Man ist jung, sehr jung. Man lernt einige Menschen kennen, die ebenfalls jung sind, wenn auch nicht ganz so jung. Und man schreibt ein Buch, das allenfalls mit einem der Tages Schlagworte bezeichnet werden kann . . . Ich war jung, sehr jung. Ich lernte einige andere junge Menschen kennen, die aber weit älter waren, als ich, und ebenfalls dichteten. Und schrieb diese Geschichten, um mich mit ihnen zu befreien von dem, was ich gesehen, allerdings erst als ich — schon damals aller Literatur bis zum

Ekel satt — den Hauch anderer Revolutionen um mich wehen fühlte, als der es ist, welcher frischbedrucktem Papier entsteigt. Aber man hatte mich und da stehe ich nun noch heute . . . Die „Menschen der Ehe“ haben ihren Platz noch gut in diesem Bande. Auch sie sind, obwohl so viel später entstanden, eine Art von Befreiung für mich gewesen. — Der sechste Band enthält die unter dem Titel „Zwischen den Zielen“ vereinigten kleinen Geschichten, die doch wohl mehr bedeuten, als nur Studien. — Und der fünfte, siebente und achte endlich die größeren Arbeiten in Prosa.

Meine Biographie Stirners: „Max Stirner. Sein Leben und sein Werk“ ist in diese Gesamtausgabe nicht aufgenommen. Sie steht für sich und gehört nicht hierher. —

Als ich vor einer nun auch schon recht langen Reihe von Jahren (höchst überflüssigerweise) eine, jetzt ebenfalls zurückgezogene, Sammlung meiner Jugendsichtungen herausgab meinte ich in dem Vorwort zu dem dicken Bande: „Wer nie um den Erfolg des Tages geschrieben, warum erwartet er ihn? — Ich freue mich der heimlichen Liebe meiner Wenigen, dieser Hundert, aus denen eines Tages Tausende geworden sein werden . . . Denn eine weite Kunst gehört aller und jeder Zeit, und echte Dichtung stirbt erst mit der Sprache, in der sie sich gab. —“ Und fuhr fort: „Es ist meine Jugend, die

mir in diesem Buche noch einmal lebendig geworden ist und von der ich zum letztenmal mit ihm Abschied nehme. Ich liebe sie nicht, diese Jugend. Dazu war sie nicht heiter, nicht unbefangen, nicht frei genug. Aber ich habe Achtung vor ihr, vor ihrem unermüdlichen Ringen, ihrem schweigsamen Selbstvertrauen und ihrem einsamen Kampfe.“ — Ich habe mich getäuscht. Aus den Hundert sind keine Tausende geworden und ich zweifle heute fast ob sie es je werden. Zwischen das Leben und die Dichtung, die zu ihm gelangen möchte, drängt sich unübersehbar der Schlammstrom der ‚Literatur‘. Sie, diese Literatur, wacht — beiden feindlich — eifersüchtig darüber, daß sie nicht zueinander kommen; und sie ist die Macht des Tages. Wer nicht zu ihr, zur Zunft, gehört, wird überschwemmt oder totgeschwiegen, und erst der Tote darf zum anderen Ufer. Wenn es heute auch Vermittler gegen den Erfolg oder mit dem Erfolg gibt, so gibt es doch keine für ihn, und ein Eintreten für eine Sache aus anderen als persönlichen Gründen gibt es nicht. Das Leben aber ist anders nicht erreichbar. Denn in diesem Volke und zu dieser Zeit lebt ein großer Haß gegen alle Schönheit und ein größerer gegen jede Freiheit. Die die Schönheit der Freiheit lieben, müssen unter diesem Haße leiden und die meisten gehen an ihm zugrunde. Und während ringsumher Alles unablässig nach einer neuen Weltanschauung schreit, sie aus der Armut und dem

Zammer ihrer wirren und leeren Lage zu erretten, wächst diese Weltanschauung der Freiheit unter ihnen auf, festgewurzelt, aber unbefruchtet von der Sonne der Theilnahme, und langsam, unendlich langsam gedeiht sie, und lebt nur durch die mühsame und unbelohnte Arbeit der Wenigen. Keiner begreift ihre Bedeutung für die Zukunft und nichts wissen sie von ihr, weil niemand sich die Mühe gibt, ihre Wahrheiten auch nur zu hören. Denn sie sehen und hören nur, was die Oberfläche ihrer Lage spielend bewegt, nicht aber, was ihre Zeit in ihren tiefsten Gründen aufwühlt; und taumelnd ‚überwinden‘ sie eine ‚Richtung‘ nach der anderen, treten jede aufdämmernde Erkenntnis mit einem neuen Schlagwort tot und flüchten aus dem Leben in die Kunst, die sie über das Leben stellen, weil das Leben ihnen selbst so wenig ist, statt ihrem Leben selbst die Richtung zur Freiheit zu geben und in der Entwicklung zur Verschiedenheit die Lösung zu suchen.

Aber Kunst heißt nur ein Ausdruck des Lebens und das ist der ewige Unterschied zwischen Literatur und Dichtung: Bücher zu schreiben, um mit ihnen den Andern zu gefallen; und: in sich entstehen und wachsen fühlen und sich zu befreien. Darum schreiben die, welche schreiben, um zu schreiben, so leicht und dünkt ihnen ihr Schreiben so unendlich wichtiger, als ihr Leben, und ihre Kunst ihnen allein Kunst; und darum die anderen so schwer,

die den Sinn des Lebens in der Befolgung seiner eigenen und jedem Leben so unendlich verschieden gegebenen Gesetze erkannt haben und nach keinen anderen mehr suchen; und denen diese Erkenntnis der Notwendigkeit die Freiheit bedeutet, in welcher es ankert und ruht. Sie wissen auch, daß dieser letzte Sinn allein aus den Büchern zwingend sprechen kann, die dieser Notwendigkeit unabweislich entboren sind: den Büchern des Lebens, an denen wir so arm sind.

Ich frage wenig danach, ob meine Bücher Werke der Kunst sind: ob sie den Gesetzen der Kunst entsprechen, die in ihrem Namen durch den Mund Anderer (und immer Unproduktiver) erlassen werden, wenn nur das Leben in ihnen einen wahrhaftigen, und sei es auch noch so schwachen Ausdruck gefunden hat. Und nichts frage ich nach dem Erfolge des Tages. Nicht um ihn habe ich sie geschrieben und ich erwarte ihn nicht.

Berlin-Charlottenburg, im September 1911.

John Henry Mackay.

Gedichte

Auswahl

1884—1896



Das starke Jahr

Ein Prolog

Liest du mich in später Nacht,
Hauchen diese heißen Blätter
Schwül dich an mit wilder Macht! . . .
Als Zerstörer und Erretter
Komme ich und hebe leise
Dich aus deines Lebens Kreise:
Meiner stillen Stunden Grübeln
Denkst du nach, hältst ihnen still —
Kannst du mir es wohl verübeln,
Wenn ich dich gewinnen will?

Nein . . . du fühlst, mein leichter Flug
Hebt dich über alles Leben
Dorthin, wo in Schmach und Trug
Du dich nicht mehr Andern geben,
Nicht mehr untersinken kannst,
Du — der du in mir dich fandst!
Du verneinst, was du gewesen,
Wirst zu dem, den du gewahrst —
Du, der bebend mich gelesen,
Kannst du bleiben, der du warst?!

Schweigend wendet Blatt um Blatt

Deine Hand; das letzte liest du:

„Alles Lebens bin ich satt!“

Meine Seiten schweigend schließt du.

„Was kann mir von dir noch kommen,

Der du Alles mir genommen?!“

Deine Lippe fragt es zitternd.

„Wozu habe ich gelebt?“

Haucht sie, während ein verbitternd=

Leeres Lächeln sie umschwebt . . .

Du willst fort. Jedoch es ist

Nicht genug, mit mir zusammen

Zu durchwandern eine Frist —

Nein, ich stürze dich in Flammen,

Daß an kühleren Ufern dann

Deine Sehnsucht landen kann.

Denn die Mühsal solchen Fluges

Will belohnt am Ziele sein:

Wir durchfloh'n das Tal des Truges,

Und beim Frieden kehren wir ein.

Öffne mich nach Jahren nur

(Wenn du längst mich schon vergessen)

Einmal noch, dieselbe Spur

Mit mir wieder zu durchmessen,

Und du wirst mich ganz verstehen,

Wirst in neuem Licht mich sehen!

Und du ahnst, wie ich geworden,
Wie die Jugend, die mich schuf,
Die an fremden Ufers Borden
Nun verklingt wie Heimats-Ruf . . .

Wisse: ich bin Blut, die sengt,
Bin der kühne Fackelträger,
Der die dunkle Ferne sprengt,
Ein Beschwichtiger und Erreger!
Anders kann ich dich nicht schaffen,
Als du wurdest — auf dich raffen,
Werden Herz und Sinn dir stumpf,
Kann ich: — das ist mein Triumph!

Schließe mich für immer, immer! . . .
Aber wenn du nie mich auch
Wieder öffnest, wird mein Schimmer
Dich unwehn noch wie ein Hauch . . .

Les ich euch, ihr Lieder . . .

Die ihr einst mein Herz berauschet, da ich noch ein
Knabe war,

— Unverändert-treue, bunte, bunte und geliebte Schaar —
Les ich euch, ihr Lieder, wieder in des Lebens Mittag nun,
Und noch immer kann mein Herz nicht still bei euren
Tönen ruhn,

Klopft, als stünde ich wie damals an dem Waldsaum
auf der Wacht

Mit geheimer Angst erwartend meines Glückes erste
Nacht! . . .

Les ich euch, ihr Lieder, wieder, rührt mich eine weiche
Hand,

Seh ich blonde Locken flattern und ein weißes Seidenband,
Kommt der Duft von gelben Rosen fernher, fern herüber
mir,

Liegt der Himmel meiner Jugend wieder offen über mir!

Heimat

Wir, die wir altern, ach, was rufen
wir nach der Heimat sehnsuchtsvoll,
Daß sie die übergrünten Stufen
der Zukunft niedersteigen soll?

Loren! — Denn wer sie nie besessen,
die Heimat, der gewinnt sie nie! . . .
Wer sie besaß, und sie vergessen
konnte, sieht nimmer wieder sie! . . .

„Heimat ist, wo der Wunsch Erfüllung,
und Sehnsucht ihre Lippe fand! . . .“
Nein, Heimat ist, was ohne Hüllung
einst vor dem Blick des Kindes stand.

Sommernacht

Eine schwüle Sommernacht. Mein Zimmer
Hellte nur ein mattes Licht. Sein Schimmer
Wob um mich. Drei Leben gruben nur
In die trübe Stille ihre Spur.

—: An der Decke flog ein müder Falter.
Dann des Lichtes unstät-flackernd Scheinen.
Und wie toter Lebenshauch, ein kalter,
Meiner Seele fast unhörbar Weinen . . .

Schlummer

1.

O süßer Schlummer, komm! — Nie ist dein Gang so zart,
Dein Lächeln so berückend, dein Kuß so eigener Art,
Als dann, wenn dich der Kummer ruft!
Still trittst du an sein Bett in schimmerndem Gewand,
Still streust den roten Mohn du hin mit weißer Hand,
Wie Kränze wir auf unserer Toten Gruft.

O süßer Schlummer, komm! — Komme, Vergessenheit!
Sieh diese müde Welt und sprich: „Ich bin bereit.
Von euren schwachen Schultern will
Die Hälfte ich der Last des Lebens nehmen, doch
Die andere müßt ihr tragen. Ich kann das schwere Joch
Erleichtern, brechen — nicht. Nun haltet still!“

Und ohne daß es schmerzt, hebst du von den ins Knie
Gesunkenen die Bürde . . . Wie dankbar lächeln sie!
Und dann nimmst, große Mutter, du sie auf:
Wiegst sie wie schwache Kinder und gaukelst ihnen vor
Die schöne Ferne, bis der Tag sie schreckt empor,
Und sie beginnen ihren alten Lauf.

2.

D süßer Schlummer, komm! Mein Kummer ruft dich her!
Komme über die Lande, komme über das Meer,
Wandere, bis du zu mir gelangst.
Gewiß, dein Weg ist weit: um mich im Kreise stehn
Wie Feinde meine wachen Gedanken — laß sie sehn,
Erretter, nicht, wie sehr du bangst.

Kein einziger hält dir stand, den du besiegen willst,
Wenn du in schwarzen Schatten höher und höher schwillst,
Groß wie die Nacht, die dich gebar . . .
D süßer Schlummer, schon bist du mir greifbar nah.
Ich lange wild nach dir. Wo bist du? — Bist du da?
Laucht unter, Sorgen! Schwinde, tote Schaar!

Schon fällt mein Auge zu; die Lippe, längst entwöhnt
Des Lachens, lächelt wieder, zwar herb noch, doch versöhnt;
Mein Geist gesundet, eben noch so krank . . .
Schwer und betäubend duftet in deinen Händen schon
In wunderbarer Fülle, wie Rosen rot, der Mohn. —
Mehr, süßer Schlummer, mehr! — Und Dank dir! —
Dank! . . .

O ruhevollle Tage . . .

O ruhevollle Tage,
wo Alles ringsum schweigt,
Und seliges Vergessen
still das Gemüt beschleicht . . .

Wo eine neue Traumwelt
sich um die Seele spinnt,
In der die durch ein Leben
getragene Qual zerrinnt . . .

Wo wieder jener Friede
der Kindertage kehrt,
Und wo den müden Augen
zu schlafen Niemand wehrt . . .

Nachklang

Ich möchte keines dieser Jahre wenden
Zurück die Stufen, die sie schon gegangen.
Zu viel des Kummers floß aus ihren Händen,
Zu tief hat sie umschattet einsam Bangen.

Nur eine einzige Stunde! . . . jene eine,
Ich möchte sie noch einmal so durchleben:
Ich wartete auf dich beim Zwielfichtscheine —
Du kamst, um endlich ganz dich mir zu geben!

Aus: Stimmungen

Armes Herz, umhergetrieben
Auf des Lebens dunkler Flut,
Was ist übrig dir geblieben,
Wenn verlodert deine Glut?

Wenn der Wind die kalte Asche
In die Ferne spielend trägt,
Und der Puls, der feurig-rasche,
Nicht mehr lebensfreudig schlägt?

Was ist dann dir noch geblieben? —
Selig, wenn zur letzten Rast,
Armes Herz, ein letztes Lieben
Du dir noch gerettet hast!

*

Von Zeit zu Zeit, in nächtllich-dunklen Stunden,
Erklingt ein Schrei in mir, unheimlich-gellend,
Ein Ton, so scharf, wie wenn auf Marmorfliesen
Ein Glas zerspringt, in Trümmer hin zerschellend.

Begrüßung

Lachend halb, halb weinend, weit die Arme breitend
Eilte ich, die Felsen hastig niedergleitend,
Bis ich über seinen Wogen stand.
Und als hätte ich es kaum verlassen
Zauchzten meine Lippen — fassen, fassen
Laß mich wieder deine weiße Hand!

Meer, mein Meer, da bin ich endlich wieder!
Halbvergessenes Glück durchrieselt meine Glieder,
Glück, das nie ein Mund den Andern nennt!
Küsse, küsse mich mit Schaumeslippen!
Trinken will ich, trinken! nicht nur nippen!
Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!!

*

Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!
Hier Genesung! Fieber, welches brennt
In den Fluten deiner Liebe stillen!
Fieber, welches Mark und Bein verzehrte,
Welches Frieden, Jugend, Kraft beehrte,
Welches niederrang den stärksten Willen!

Hier Vergessen! Hier die großen Tage,
Welche kommen, gehn in gleichem Schlage!
Neues Leben schon die Lippen schlürfen . . .
Hinter mir die Lüge und das Kämpfen —
Welche Wonne, ohne feiges Dämpfen
Schreien wieder, wieder schreien dürfen!

Und ich schreie Alles dir hinaus!
Gieße meines Grolles Schale aus,
Und ich weiß: ich bin verstanden!
Schreite hin und her am weißen Strand,
Tauchze zu dem fessellosen Brand:
Glücklich, selig -- frei von Menschenbanden!

Meer, mein Meer! — du meiner Kindheit Liebe!
Meine erste — meine letzte Liebe!
Warum war ich je von dir getrennt?
Aber Nichts soll hier mein Herz umdunkeln:
Schreien soll mein Mund, mein Auge funkeln —
Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!

Von da an . . .

Von da an tat kein Tag mehr seinen müden Gang
Mit Freude . . Traurig schleicht er die Wand der Zeit
entlang,

Der sonst mit Jubilieren des Lebens Straße sprang!

— Der starke Rahn der Hoffnung, in den ich sonst mich
schwang,

Über das Sein zu fahren, ward lech und sank . . . ver-
sank!

So mutlos ist mein Tag nun, so müde nun sein Gang!

Doch nicht den Tag, die Nacht will ich beklagen: bang
Und furchtbar ward sie mir von da an . . . Ein Gerank
Von wüsten Träumen schlingt sich all meine Nächte lang
Um mein Gehirn . . . und müder, als ich zum Pfühle sank,
Erheb ich mich von ihm, denn ich bin krank, bin krank . . .

Ich sehe jede Nacht den Nacken, stolz und schlank,
Den blendendweißen Nacken, den ich so oft umschlang

In stillem Schauer und so oft im Überschwang
Maafloser Lust, bis ich ihn zu mir niederzwang . . .
Und ich erwache jäh! —

Die weiße Wand entlang
Sah ich die Schatten gleiten, die längst die Zeit ver-
schlang.

Dann kann ich nicht mehr schlafen. Und in der Stunden
Gang

Irrt unablässig nun ein und derselbe Klang:
Das ist — ich weiß es wohl — der weinende Gesang
Meiner verstoßenen Liebe — sie fordert Einlaß bang.
Oh nicht der weiße Morgen von seinem Lager sprang
Tönt vor dem flirrenden Fenster wie Klage ihr Gesang:

Was läßt du mich hier draußen stehen Nächte lang?
Alles, was du nur wolltest, tat ich, doch nie zu Dank!
Ich bin dir treu geblieben, bis mich der Tod bezwang —
Was tat ich dir, was tat ich?—

— So klingt es flehend-bang.

Da packt die Reue mich — mit Nägeln, scharf und
lang,

Wühlt sie in meinem Herzen — ach, ich bin krank,
bin krank!

O fürchterliches Schicksal, wie dir dein Streich gelang!
Nicht so, daß ich zu Tode getroffen niedersank,

Schlugst du mich. Wenn ich eben mühsam empor mich
rang,

Triffst du mich stets aufs Neue, und wenn ich kaum
entsprang

Greift deine Faust mich wieder —

wie lange noch, wie lang?! —

Frühling in Berlin

Der erste Vogel singt dort drüben
In hellster Sonne Wiederklang,
Er will die kleine Kehle üben
Für einen Sommer voll Gesang.

Die Kinder spielen auf den Straßen,
Ihr Lärmen dringt zu mir herauf,
Quälend . . . Weit über alle Maassen
Regt jeder mich der Töne auf.

So weit bereits hat mich der Kummer
Vom Land der Freudigkeit entfernt —
Ihr Echo schon stört seinen Schlummer,
Seit Sang und Lachen ich verlernt.

Mein Sommer

1896

Der ganze Sommer soll mir gehören!

In all seinen Winkeln, warm und grün,
Soll mir ein heimliches Glück erblühn.
Das soll meine Sinne noch einmal betören.

Mit der Fracht der Erfüllung beladen komm er!

Ich erwarte ihn bebend zu dieser Frist,
Weil er mein letzter und schönster ist —
O eile, mein warmer und grüner Sommer!

Mein Herbst

1896

Die Nelken,
Die scheuen, verwelken.
Sie neigen
Die Stirnen und schweigen —
Die purpurne Sommerfarbe
Der Freude verloht, erlischt! . . .

Es wartet der Garbe
Der Ähren,
Der schweren,
Die Hand, die sie drischt,
Und still durch das müde, das dämmernde Land,
Das eben noch glühte
Und sprühte
Im Sonnenbrand,
Zieht der Schnitter des Lebens,
Und nicht vergebens! . . .

Mich trifft seine Sichel, mich trifft sie nicht!

Ich habe im Überschwang
Den ganzen Sommer lang

Auf meinem Erdengang
Getrunken, getrunken in mich das Licht —
 Mich trifft seine Sichel, mich trifft sie nicht . . .

Wohl weiß ich, daß hinter
Den Tagen der Winter
— Ein mürrischer Alter —
Erwartend steht;
Daß diesen Falter,
Um mich zu mahnen,
 Er hergesandt! . . .

Ich sehe ihn fliegen . . .
Und doch — zu Siegen —
Der Kraft entgegen
Zieh ich die Bahnen
 Weiter und weiter durchs herbstliche Land! . . .

Was kann mir geschehen auf meinen Wegen?

Stadt meiner Abenteuer

Stadt meiner Abenteuer,
wie wurdest lieb du mir!
Es flammt ein himmlisch Feuer
verheißend über dir!

Das hellt mir alle Nächte
und ruft mich: Komm nach Haus!
Weit streck ich oft die Rechte
in Sehnsucht nach dir aus . . .

O wie du flammst und leuchtest!
Hell schimmert selbst die Flur —
Ich war ein Tor —: einst däuchtest
du arm und klein mich nur,

Als ich die engen Gassen
mit lässig-müdem Schritt
Verbittert und verlassen
in Schweigen niederschritt.

Kein letztes Glück mehr nannte
und keine Kraft ich mein.
Ich glaubte, der Verbannte
In fremdem Land zu sein . . .

Da öffneten sich Arme,
da hat man mich geführt
Zum Herd, da hab das warme
Glück wieder ich gespürt.

Da drängten neue Küsse
sich liebeich zu mir hin,
Verschwiegene Genüsse
umschmeichelten den Sinn.

— Seltsam-Geheimnisvolle . . .
O Stadt, du meine Braut,
Was hab auf deiner Scholle
ich nicht mein Haus gebaut!

Nun schlägt mir neue Wunden
das alte Sklavenjoch —
Wer weiß von jenen Stunden,
von jenem Glücke noch?

Vielleicht des Leiches Welle,
die unser Kahn befuhr;
Im Wald vielleicht die Stelle,
wo ich dir Liebe schwur;

Die Laube dort im Garten,
wild überblüht mit Schlehn,
Die alle traurig warten,
daß sie mich wiedersehn! . . .

Nie sehen sie mich wieder . . .

Wartet auf mich nicht mehr!

Das letzte meiner Lieder

kam klagend wieder her . . .

— Stadt meiner Abenteuer,

so unerreichbar mir,

Was flammt der Sehnsucht Feuer

noch immer über dir? . .

An der Riviera di Ponente

Monaco, Oktober 1893

1.

Dies ist, o Wanderer, die Riviera!

Hier breite die Arme nach links und nach rechts:
Du siehst — von Nizza bis Bordighera —
Das Paradies des Menschen-Geschlechts!

Hier halte. Hier weile. Hier raste. Hier ruhe.
Dem vollsten Genießen allein gib Raum.
Hier träume — vom Staube der Wanderschuh
Befreit — deines Lebens göttlichsten Traum!

2.

Steil ragen zum Himmel die Felsen-Schroffen,
Stumm, drohend, majestätisch und hehr,
Und zu ihren Füßen — blau, endlos und offen
In ewiger Schönheit das ewige Meer.

Zhalatta! — Zhalatta! — Sonniger Süden,
Der Freuden Wiege, des Kammers Grab!
O wenn sie es wüßten, die Loren, sie lüden
Die Lasten des Lebens aufatmend hier ab . . .

3.

In glühenden Farben leuchten die Hänge —
Dem Weg will ich nach, der die Höhen erschließt,
Dorthin, wo weißer Häuser Gedränge
Aufwärts in Schlüfte und Klüfte sich gießt.

Bei jedem Schritte öffnen aufs Neue
Sich Meer und Gebirge, Küste und Strand —
Nun stehe ich oben in duftiger Bläue,
Und staune und staune — berauscht und gebannt!

4.

Nicht zwingen die marmornen Balustraden
Die Fülle der dunklen Rosen mehr ein —
Hinwandelnd durch die weißen Arkaden
Berauscht ihr Duft mich wie roter Wein.

Wie drängen und winden sich, schwanken und streben
Hinaus sie, auf alle Straßen hinaus,
Und schütten auf jedes begehrende Leben
Verschwenderisch ihr Duften und Blühen aus!

5.

Vom Morgendämmern zum Abendgrauen
Hallt flirrendes Lachen durch diese Luft.
Ich kann es nicht hören, ich muß es schauen —
Es klingt, als ob es mich zu sich ruft.

Ich muß sie sehen, die sonnigen Mienen,
Mit ihnen genießen den Purpur-Wein,
Mit ihnen lachen und jubeln, mit ihnen
Ein Seliger unter Seligen sein!

6.

Ein Schwimmer bin ich — ich schwimme, ich schwimme
Im Meere der Schönheit — hin trägt es mich leicht . . .
Nicht lockt sie mich mehr, daß ich sie erklimme
Die Höhe — ich habe mein Ziel schon erreicht . . .

Ich weiß: hier findet mich nicht der Winter.
Ich hülle mich ein in das Sonnen-Gewand
Und dehne behaglich die Glieder, hier hinter
Der nordischen, eisigen, steinernen Wand!

Mein liebstes Kind

Was ich mit robuster Kraft getan,
schafft sich langsam seine sichere Bahn.
Dieser Rangen Lust, sie ist mein Lohn —:
Laß sie ziehn — das hilft sich selber schon.

Aber in der stillen Ecke steht
meiner Arbeit noch ein Kind und fleht:
Vater, in die kalte Welt hinaus
stießest du mich aus dem warmen Haus.

Und es kommt zu meinem Knie und Mund,
wie ein Sommerfalter, licht und bunt;
Und es flüstert, zu mir hingebeugt:
denk des Glücks, in dem du mich gezeugt.

Und ich muß ihm in die Augen sehn,
meinem liebsten Kind, und es verstehn:
Das verachtet seine Straße zieht,
Kehre heim zu mir, mein liebes Lied!

Zählung

Von den Freunden der Jugend auf immer getrennt!

Es galt: zwischen Wahrheit und Lüge zu wählen . . .

Ich habe gewählt! Warum sie noch brennt,

Die Sehnsucht, mich immer aufs Neue zu quälen?

Ich zähle und zähle: nicht Einer blieb!

Sie gingen in Knechtschaft und Feigheit unter —

Und durch meiner Lage zerbeultes Sieb

Stiebt die Spreu des Vergessens verwirrt und
bunter . . .

Von wem doch noch?

Ich lebte einst in einem Traume,
Der ich an eines Glückes Saume
— Von wem doch noch? — geboren bin.
Ich mühte mich nicht, sann und dachte
Nicht: was die schöne Stunde brachte,
Nahm als Geschenk ich für mich hin.

Das hat sich Alles nun verwandelt.
Mich hat das Leben eingehandelt
Und hält als seinen Sklaven mich.
In seinem Dienste muß ich frohnen
Und erst der Tod wird mich entlohnen. —
Von wem, von wem doch? — fragte ich . . .

Fest muß ich meine Kofse zügeln:
Ich fahre nicht mehr auf den Flügeln
Der Jugend durch das sonnige Land.
Mein Geist mag weinen oder lachen —
Bei Tag und Nacht bereit zum Wachen
Ist er an seinen Lauf gebannt!

Wie viele! . . .

Wie viele Gedanken fluten

Durch unsere Stirnen — und doch:
Am Wege die meisten verbluten,
Zu frei für der Worte Joch!

Und die Gefühle — wie viele

Durch unsere Herzen auch ziehn,
Die meisten erlahmen dem Ziele:
Erkalten — zerflattern — zerfliehn!

Eindringlinge

Die Thür sprang auf. Doch Keiner kam herein.
Doch ja — ein matter, grauer Zwiellichtschein
Drang durch die enge Spalte. Und noch mehr.
Mir schien es so, als stünde dort ein Heer
Von Übeln draußen. Als ob her zu mir
Es wollte durch den Spalt der morschen Thür.

Jedoch es regte nichts sich. Ob vielleicht,
So lautlos, wie es kam, es wieder weicht?

Ich war so glücklich diese letzte Zeit.
Ich hatte mich der frohen Lust geweiht,
Und dem Vergessen, das — ein Kind der Lust —
Wie Weh'n des Frühlings zieht in unsre Brust.
Und ich war nie allein . . . Doch heute, wo
Zum ersten Male ich die Andern floh,
Da kommen sie schon wieder: plötzlich springt
Die Türe auf, herein zu mir es dringt:
Ein wilder Schwarm von düstren Schatten ringt
Sich um mich — ganz wie früher — und ich bin
An diesen Fleck gebannt — ich möchte hin
Und nach den Andern rufen — möchte — — doch
Da vor der Thür, da steht es schweigend noch —

Da vor der Thür, da stehn sie Alle, die
In früheren Zeiten mich verließen nie!
Die toten Schatten — tote, tote Zeit —
Und doch nicht tot — o wie es in mir schreit,
Nach Rettung — will denn Keiner bei mir stehn? —
Allein — allein — — — Ich fühle, wie sie gehn
Und weichen — — und die Thür ist wieder frei —
Und dann erstickt in Röcheln hin mein Schrei — —

Stimmung

Deine Gedanken sind flutende Lieder,
Meine Gedanken sind kalt wie das Nichts.
Beuge mein Haupt ich müde danieder,
Hebst du das deine in Ströme des Lichts.

Hebst du es lachend, ein göttlicher Zecher,
Welcher verachtend die nüchterne Welt
An ihrer Stirn den geleerten Becher,
Den in Freude geleerten, zerschellt.

Vor dem gefüllten Glase indessen
Sitze ich müde. Nicht schmeckt mehr der Wein.
Wohl — ach! — in Träume, doch nicht in Vergessen
Spinnt mich die Dämmerung des Abends ein.

Matt, wie die Stunde, reißt Zeile an Zeile
Schwerer Gedanken die lässige Hand,
Während das Glück in verschwendrlicher Eile
Lorbeer und Lust um die Schläfen dir wand!

Der Tod des Tages

Prachtvoll begann der Abend. Glutten
Hauchte die Sonne aus. Mit Ruten
 Röthlichen Lichtes peitschte sie
Die Wolken. Immer weiter weichend,
Endlich den Horizont erreichend
 Stand über ihm sie — schön wie nie!

Wie der Besiegte, der dem Sieger
Sich scheinbar unterwirft; ein Krieger,
 Der mit erwachter Kraft noch spielt;
Der heute lächelnd sich zurückzieht,
Weil morgen er ein größeres Glück sieht,
 Das nach der Brust des Gegners zielt —

So wich der Tag langsam den Schatten . . .
Es windet aus dem Arm des Gatten
 Die Braut sich, deren Lust gestillt,
Wie sich der Tag der Sonne wandte:
Zögernd entschlummert der Verbannte,
 Von neuer Hoffnung schon erfüllt.

Morgen wird er in ihren Armen,
Den neugeöffneten, erwarmen —

Mit einem Lächeln schläft er ein . . .
— Die Wälder in der Ferne schwanfen
In letztem Licht. Von ihren schlanken,
Tiefmüden Wipfeln weicht der Schein.

Allein die grauen Wolkenwogen
Sind nun von Rot-Licht noch umzogen,
Während sich rings die Nacht schon dehnt.
Sie gleichen dem enterbten Alter,
An das die Jugend sich, der Falter,
Berückend-lächelnd achtlos lehnt . . .

*

Prachtvoll begann der Abend. Gluten
Auffog mein Herz, das in den Fluten
Des Tags voll Glück noch selig schwamm.
Nun sah ich seine Freude schwinden!
Du gingst. Ich kann dich nicht mehr finden —
Die Nacht liegt zwischen uns als Damm.

Was kann die Hoffnung wohl begehren?
Es kann der nächste Tag sie mehren —
Auf immer, immer rauben sie!
Was sind die Küsse deiner Lippen?
Ich bin der Kahn, der zwischen Klippen
Das Land erblickt und landet nie!

Ich will nicht nur am Tag dich halten
Vor Aller Augen —: in die Falten

Der Nacht will ich mit dir entfliehn!
Dort will ich an mein Herz dich schließen,
Dort will ich rasend dich genießen,
Dort weinend vor dir niederknien!

*

Die Nacht begann, die Nacht der Träumer.
Ich fluche mir, dem Glücks-Versäumer —
Ich will zum Glücke zwingen dich!
Sie mögen mich Entehrer heißen:
Nicht deine Ehre — an mich reißen
Will deine ganze Liebe ich!

Was kummert ferner Nächte Dunkeln,
Was karger Tage gleißend Funkeln
Die Leidenschaft des Wunsches noch?!

Ich ließ die Nächte untergehen,
Die Tage bangend auferstehen —
Und beugte mich der Loren Joch!

Doch heute sprengte ich die Grenzen!
Sah ich nicht feucht dein Auge glänzen?
Dein Glück bin ich . . . mein Glück bist du!

Schon von Genüssen zu Genüssen
Hintaumelnd treiben unter Küffen
Der Lust wie unserem Glücke zu . . .

Sonne

1.

Erwartung

Ich lehne müd mein Haupt an Felsenwände.

An meiner Lippe schon vorüberstreift

Der Duft der Traube, die an dem Gelände

Hoch über mir dem Herbst entgegenreift.

Die Wonne sybaritischen Genießens

Kam über mich in dieser schönen Zeit . . .

Die Lust des Dämmerns und des Augenschließens,

Die dem Vergessen nur sich einzig weihet . . .

Wenn dann der Herbst kommt, werde ich erwachen

(Ich weiß nicht, ob die Tage fern, ob nah),

Und bei der Freunde und der Gläser Lachen

Die Freude trinken, die ich reifen sah . . .

Chillon, 7. April 1889

2.

Das Winzerfest

Nun weiß ich es, die Tage waren nah mir.

Sie sind gekommen, eh ich es gedacht,

Des Festes Freudentage! — Wie geschah mir?

Vom schweren Traume bin ich jäh erwacht.

Das Licht fiel hundertmal auf diese Gluthen,
Und hundertmal die Nacht mit dunklem Ruß —
Ich sah sie nicht. Denn ich war fern. Es ruhten
Die Füße dessen, welcher wandern muß . . .

Ich schlief. Ich träumte schwer. Zuweilen hörte
Ich fernes Klingen, und ein Lachen — (fast
Klang es wie Glück, das nahen will). Es störte
Auf Stunden meines Schlafes tiefe Rast . . .

3.

Das Winzerfest! — Durch drei gewölbte Bogen,
Umgossen hell vom Gold des Sonnenscheins,
Sind sie mit Siegerlächeln eingezogen:
Vales. Und Ceres. Und der Gott des Weins.

Nun spielen sie die wunderbarsten Spiele,
Die je ein Menschenauge durfte schaun . . .
Wenn jetzt die ewige Nacht herniederfiel,
Ich würde sorglos mich ihr anvertraun!

Die Chöre singen. Und die Farben glühen . . .
Im Tanze sich die sonnige Anmut schwingt . . .
Ein ewiges Eilen — Rahn . . . Ein Lohn — Verz
sprühen . . .
Es ist die Schönheit, die mein Auge trinkt!

4.

Und als die Mutter Nacht sich niederbeugte
Zum Ruß auf ihres Sees schlafmüden Mund,
Sah sie, was fremd und doch bekannt ihr dächte:
Getaucht in Feenlicht Beveys Uferrund.

Der bunten Scharen jauchzendes Gewimmel —
Die Jugend doppelt frisch, das Alter jung,
Sie stahlen seine Sterne diesem Himmel,
Und jedem Schmerze die Erinnerung!

O wie die Ufer zauberisch erglänzten,
Heller, je tiefer sie herniedersank,
Die einzige Nacht, in der am rebbekränzten
Becher der Lust ich ohne Reue trank! . . .
Beverly, August 1889

Sonnenflucht

Ist dies der Sonne letztes Sprühen?
Ihr letzter Kuß in diesem Jahr,
Das uns so arm an goldenem Glühen,
So reich an grauen Tagen war?

Wohlan, sie leuchte und sie flamme
In meinem Wein wie flüssiges Gold,
Oh hinter jenem Vergeskamme
In lange Nacht sie niederrollt.

Ich hebe hoch mein Glas und trinke!
O Stunde der gereiften Lust,
Es spricht mein Mund zu dir: Versinke
Im Abgrund nicht der öden Brust!

Es fleht mein Mund zu dir: O bleibe,
Die du des Jahres letzte bist,
Auch wenn des Lichtes goldene Scheibe
In Schnee und Eis erloschen ist! . . .

Sonnenuntergang an der Ostsee

(Aus: Winter- und Frühlings-Tage an der Ostsee)

Ostswine, Februar 1886

Die Sonne will sterben. Es trübt sich mein Blick.
Die Seele ahnt sehnend ihr künftig Geschick.
Es taucht hinter Wolken die strahlende Glut
Des sterbenden Lichtes in schlummernde Flut.

Wie schön ist des Glutballs siegender Tod!
Die Ränder der Wolken er rötlich umloht,
Die dämmernden Höhen in Purpur er taucht,
Die schimmernden Wellen sein Fuß überhaucht . . .

Da stirbt in den Wassern die schweigende Pracht,
Der Himmel erlischt und bedeckt sich mit Nacht.

Mein Herz ist von bebender Wehmut geschwellt:
Ich sah dort versinken — die Heimat der Welt!

Der Einsiedler in Zürich

E. T. in Zürich 1888—1895

Dies ist mein Zürich, mein altes,
Hier weil' ich seit manchem Jahr:
Ein seltener Zauber umwallt es,
Mild, duftig und wunderbar.

Wie lieb' ich das Thal und die Hügel,
Den See und die ruhende Flur! —
Mein sind sie! — Und hätte ich Flügel
Ich höbe bisweilen sie nur,

Um über die Kuppen zu schauen,
Der Höhen duftigen Saum,
Denn was seine Fernen, die blauen,
Mir bergen, ahn' ich's doch kaum . . .

Ich hab' keine Flügel. Ich bleibe
Und raste hier Jahr und Tag . . .
Und dichte ein wenig . . . und treibe
Es so, wie ich treiben es mag.

Was wollt Ihr? — Dies stumme Versenken
In alle die Schönheit ringsum,
Das reichste von allen Geschenken
Des Lebens, ich gáb's nicht darum! —

Nie saht Ihr diese Gelände,
Wie ich sie noch heute gesehn,
Um die Tag- und Abend-Wende,
Wenn in Gluten die Hänge stehn,

Ihr, die im Vorüber-Eilen
Nur flüchtig die Grenzen ihr streift,
Und was mir mein sinnendes Weilen
Erst gibt, nicht versteht und begreift. —

Ihr wagt meine Wege zu stören? —
O laßt mich in meinem Revier!
Ich werde doch nie auf Euch hören,
Denn ich lausche den Stimmen in mir.

Die nennen mich: seliger Träumer! . . .
Und trösten: recht hast du getan! . . .
Ach, ob Ihr mich Alles-Versäumer
Auch scheltet, was liegt mir daran!

Ein Schicksal ward mir beschieden,
Das dünkt mich beneidenswert . . .
Hier bleibe ich! — Laßt mich in Frieden!
Ich hab' Euren Rat nicht begehrt! . . .

Meerfahrt

1.

Frühmorgen eines kalten Nebeltages . . .
Weißgraue Schleier um die Masten weben.
Der Hafen schlafbefangen . . . Regeren Schlages
Herrscht nur an Bord des Dampfers schon das Leben.

Wie alle Sinne straffer schon sich spannen!
Da bringt ein Boot die letzten Passagiere.
Ich stehe wartend, daß das Schiff von dannen
Zu einer neuen Küste hin mich führe.

Die Nebel lichten sich. — Ich sehe, wie
Vom Lande sie mit weißen Tüchern winken
Den Scheidenden . . . So fühlte ich noch nie
Mein Leben spurlos hinter mir versinken.

2.

Das Boot stößt ab. Der Anker rasselt auf —
Die uns noch hielt, die letzte Fessel, fällt.
Und nun, mein Schiff, beginne deinen Lauf,
Du bist auf lange nun mir meine Welt.

Dein Boden wird mir Heimat, eng begrenzt,
Doch fliegen weit die flatternden Gedanken . . .
Schau hin: die Sonne steigt. Sie überglänzt
Die Dächer und die Türme dort, die schlanken.

Stumm gleiten hin wir durch den Mastenwald,
Die letzten Häuserreihen ziehn vorüber . . .
Die Ufer werden kahler schon und trüber —
Ein Weh packt mich mit seltsamer Gewalt.

3.

Nun ist das letzte Land dem Blick entschwunden.
Ich lege meine Hand fest auf mein Herz,
Und fühle es: die Hoffnung, die gesunden
Mich nimmer ließ, starb mit dem letzten Schmerz.

Ich weiß es jetzt: wir sehen nie uns wieder!
Und dieses Wissen heißt mich ruhig sein.
Sieh trauernd länger nicht zu Boden nieder,
Denn du verlierst nur, was doch niemals dein — —

Erhebe deinen Blick und laß ihn still
Auf diesen Wassern ruhn, den unbewegten . . .
Versuche, ob dein Herz nicht schlummern will
Nach so viel wachen Nächten, wild-erregten!

4.

Noch eben sah ich sie sich eifrig mühn,
Sich viel von ‚schöner Reise‘ vorzugaukeln.
Wie bald jedoch den frohen Mut entfliehn!
Warum? — Das Schiff fing mählich an zu schaukeln.

Wie die Gesichter ringsum jäh erblichen!
Den Einen sah ich nach dem Steward rufen,
Den Andern fauern auf der Treppe Stufen —
Die Meisten sind verstört hinabgeschlichen.

Auf dem Verdeck ist's stiller nun geworden.
Nur Wenige sind seefest noch geblieben.
Es rauscht das Meer in volleren Akkorden:
Ich liebe Die nur, die mich wieder lieben!

5.

Einförmig wechseln auf dem Meer die Stunden.
Ihr Schlag verhallt im uferlosen Raum.
In dieser Stille — welch ein froh Gesunden!
Hier gleicht dein Leben wahrlich einem Traum.

In selbstzufriedener Ruhe stirbt der Tag.
Das Meer so spiegelglatt, so wolkenlos
Der Himmel — was da weiter kommen mag,
Vergißt du in des Friedens stummem Schooß.

Und dir kommt kein Gedenken, daß schon bald
Der Himmel sich bedecken kann, erwachen
Das Meer mit ungebändigter Gewalt —
Du träumst ihn weiter, deinen Traum, den schwachen.

6.

Nun taucht der rote Mond in dunkle Fluten.
An Bord erstirbt gemach das laute Treiben.
Ich sehe jetzt das Meer mit Silbergluten
Flüssige Worte in das Dunkel schreiben.

Doch nur die Nacht versteht die stummen Lettern,
Des Meers Geheimnis, wie sie selbst unendlich.
Mit trübem Auge schaut von schwanken Brettern
Der Mensch die Spuren, nimmer ihm verständlich.

Er ahnt nur, wie in diesem stummen Tauschen
Die Ewigkeiten ineinanderbranden . . .

Er schaudert — und er möchte mehr erlauschen —
Und sieht und hört — was nie er noch verstanden!

7.

Eintönig rauschend an des Schiffes Wände
Schlägt leiser bald, bald gieriger die Flut.
Das enge Bett betasten meine Hände,
In halbem Schlummer nur der Körper ruht.

Ich lausche fiebernd auf das tückische Grollen . . .
Ein trübes Licht bescheint den engen Raum.
Wie seltsam klingt der Wogen dumpfes Rollen!
Hoch hebt, tief senkt das Schiff sich wie im Traum.

O wäre diese bange Nacht vorbei! . . .
Gedanken, längst entschlafene, steigen auf.
Ich presse in die Brust zurück den Schrei,
Und möchte Flügel leihn des Schiffes Lauf!

8.

Doch das rauscht weiter in derselben Schnelle.
Gefangen liege ich in bangen Träumen.
Es ist jetzt meine Welt — daß sie zerschelle,
Bedarfs nur einer Woge jähes Bäumen.

Da stöhnt ein Schläfer auf . . . hinweg, Gedanken!
Was liege ich allein noch fiebernd wach?
Was krümmt mein Geist sich in den engen Schranken?
Entschlummere jetzt — bald kommt der neue Tag.

Es hebt und senkt in stet-unstetem Gleiten
Das Schiff sich, und die Flut murrte an der Wand,
Die gierig-leckende — das sind die ewigen Weiten,
Die du so heiß ersehnt vom sichern Land!

9.

Wie tief ich diese reinen Lüfte trinke!
Wie scharf ich auf dies hehre Branden lausche!
Indeß ich heimlich an die Brust dir sinke,
Und mit dir Worte alter Liebe tausche.

Mein altes Meer! Du trägst mich diesmal weit.
Drum wollen wir in diesen nächsten Tagen
Uns miteinander, wie in alter Zeit,
So gut und herzlich diesmal auch vertragen.

Und hast du selbst im Sinn, mich zu verderben,
Du weißt: ich schaudere nicht bang zurück.
Ja, sollte meine Stunde nahn — nur Glück
Erschiene mir's, in deinem Arm zu sterben.

10.

Doch lieber laß mich leben. Einmal noch
Ein dämmernd Glück in Dämmerfernen suchen.
Denn sieh: des Lebens aufgezwängtem Joch
Verlernte ich in jähem Troß zu fluchen.

Bergönn mir's, dich in alter Pracht zu sehn:
Die weißen Locken durcheinander schüttelnd,
Im Kampfe mit dem Sturm dich machtvoll stehn,
Und an den Festen dieses Himmels rüttelnd!

Laß mich dich sehen buhlen mit der Nacht,
Mit ihres Windes feuchtem Wehen kosen . . .
Und ihr verschwenderisch in wilder Pracht
Hinstreuen deiner Bogen bleiche Rosen . . .

11.

Und so zerrannen Tage nun und Nächte . . .
Das Meer war träge, und die Sonne lag
Tagsüber auf der blauen Flut . . . Ich rechte
Mit dieser Stunden einförmigem Schlag.

Der Geist erschlapft in dieser ewigen Stille.
In die gedankenlose Ruhe schmiege
Ich tatenlos mein Dasein, und der Wille
Hat keinen Gegner hier, den er besiege.

Am Tage Sonnenglühn und Mond bei Nacht:
Friedvolle Schönheit, welche nie verebbt —
Wo sind die Gluten, die mich sonst entfacht,
Und wo die Ketten, die ich mitgeschleppt?

12.

Wie ich es wünschte, so ist es geschehn . . .
Ich sah den Sturm auf Wolkenflügeln nahn,
Und sah ihn greifen in die leeren Raan,
Und habe küssen ihn die Fluten sehn!

Sie jauchzten auf in zügelloser Lust,
Und wie er sie in seinen Arm geschlossen,
Sanken sie hin an seine dunkle Brust,
Und sind in Schaum, die seligen, zerflossen . . .

Und spielend warfen sie das Schiff umher
Und schlugen lachend über uns zusammen —
Ich aber jauchzte zu dem hehren Meer
Und seines Liebens maaflos-wildem Flammen!

13.

Was zieht im Westen dort so dräuend auf? . . .
Ein Duster barg den Horizont, den klaren.
Sind's Nebelschleier, die des Schiffes Lauf
Umfinsternd näher sich und näher schaaren?

Schon sind wir eingehüllt . . . Der Dampfer hält,
Und gleitet dann unmerklich weiter nur.
In unserem Ohr der Lärm der Pfeife gellt:
Kein anderes Leben kreuzte unsere Spur!

Sonst sind dem Tode Beide wir verfallen.
Sind's seine Schatten, die uns schon erreicht? . . .
Wie dieser Töne langgezogenes Hallen
Durch alle Adern schreckerregend schleicht!

14.

Der Nebel wich. Es steigt empor das Land,
Wie einst die Göttin aus dem weißen Schaum!
In stiller Sehnsucht schauen wir den Strand —
Noch deucht er uns ein duftgeborener Traum.

Es ist kein Traum! . . . Das Licht hebt sich empor . . .
Wir wissen nun, es wird uns nicht entschwinden.
O soll ich wieder, was ich einst verlor,
Auf dieser neugeschenkten Erde finden?!

Tauch unter, Bahn — nur auf die ewige Flut,
Auf die geliebte, laß mich scheidend schauen . . .
Gebändigt ist der Seele wilde Glut —
Ich will der Zukunft einmal noch vertrauen!

Hochsommer

Nachmittag im Sommer. Die sengende Glut
Erdröthelt die Erde und all ihre Brut.

Mit schimmernden Armen — zur Hüterin bestellt —
Umfängt sie die Weite: das ferneste Feld,
Umfängt sie den Wald, den Fluß und die Stadt —
Ermordete Leichen, so liegen sie matt!

Es dorren die Gräser; die Blüten, bestäubt
Von weißgrauem Sande, sie ruhn wie betäubt;
Es schlummert der Wald; es wandert der Fluß
Unlustig und träg nur, weil wandern er muß;
Und lautlos schlafen in schweigender Pein
Die ragenden Massen von Kalk und von Stein . . .

Und wie nun so Stunde auf Stunde verrinnt,
Hersegelt ein Lüftchen, das möchte zum Wind
Sich blähen — und zaudert doch — wagt es noch nicht —
Es zuckt und erbebt vor dem grausamen Licht . . .

Aufatmet die Sonne und malt an die Wand
Gigantische Schatten mit kunstvoller Hand.

Das Lüftchen, neugierig, nun naht es behend —
Will Alles noch lernen, was noch es nicht kennt.
Die Schatten, sie wechseln: bald klein und bald groß,
Erschrecken das Kind sie — schnell macht es sich los
Und ruft nach den Schwestern: da rauschen sie all
Hernieder, die Wolken, in segnendem Fall!

Gebrochen der Zauber: der Wald atmet auf;
Der Strom eilt dahin in beflügeltem Lauf;
Es duften die Gärten; zum Leben erwacht
Und Schönheit in Lichtern die steinerne Pracht! . . .

Nun trinke, wen durstet, nun lebe, wer mag,
Der Feind liegt erschlagen, der tödliche Tag! —

Und der Sturm braust daher, wutschnaubend und blind.
„Nein, Vater, halt ein, denn dein reizendes Kind,
Das Allen uns eben Erlösung gebracht,
Floß längst in die Arme der Mutter, der Nacht!“

Herbst am Zürichsee

I.

Bräunliche Blätter an frostigen Geländen,
Über dem See ein verwehender Duft.
Erntende Sichel in eifigen Händen,
Einsamer Vogel in schneeiger Luft.

Fallende Früchte von brechenden Zweigen,
Schlaflose Stunden in schweigender Nacht,
Wie in Ermüdung ein Stirne-Neigen
Nach all der rauschenden Sommerpracht.

Kürzer und kürzer die kühleren Tage —
Nagenden Kummers stille Gewalt,
Auf den Lippen die fliehende Frage:
„Kommst du, o Herbst, schon? — Was kommst
du so bald?!“

II.

Nahst du, Herbst, schon? Unaufhaltsam
Ißt ein Tag den andern ab,
Reißt sich von der Zeit gewaltsam
Und sinkt sonnenlos hinab . . .

Zögere, Licht! Laß deine Strahlen
Auf die Fluren, todbereit,
Goldene Sonnenbilder malen
Wie in reifer Sommerzeit!

Laß den leichten Falter gaukeln
Durch das Röhricht, winddurchhaucht,
Wenn mein Kahn mit leisem Schaukeln
In die Nebelferne taucht!

Zaubere auf die bleiche Lippe
Mir ein letztes, liches Lied,
Das der Möwe gleich die Klippe
Jeden Schmerzes kühn umflieht!

Spiegele dich in meinem Weine!
Um ein letztes Lachen wirb!
Zeige einmal noch mir deine
Ganze Schönheit, Licht, und — stirb!

In der Campagna

Ich grüße die Sonne, die dort versinkt,
Ich grüße des Meeres schweigende Fluten,
Das durstig, durstig die Gluten trinkt,
Die lautlos an seinem Herzen verbluten.

Ich grüße die Ebene — wie liegt sie still,
Des Abends geheimnisvoll-dämmernde Weite,
Durch die ich — der ich nach Hause will —
Nun schneller und immer schneller schreite!

Wie ist die Brust von Glück geschwellt!
Mich umgaukelt die lustige Schaar meiner Lieder,
Und ich grüße die Welt, diese herrliche Welt!
Ich grüße sie — morgen seh ich sie wieder! . . .

Aus: Von Gestern und Heute

Ich lasse mich wiegen, mich wiegen,
Und küsse die Lippen voll Schaum —
Ach, sind mir doch all' diese Tage,
Diese Tage noch wie ein Traum.

Wie ein Traum, den als Kind einst ich träumte
An der Brust der Mutter, die mir
In der Ferne des Nordens dich zeigte —
Und nun bin ich wieder bei dir!

Und lasse mich wiegen, mich wiegen,
Und vergesse, was war und was ist . . .
Glücktrunken! — Mich hat deine Lippe,
Deine Lippe voll Liebe geküßt!

*

Und ich kniee nieder am Strande
Und breite die Arme hinaus —
„D gieße aufs Haupt deines Kindes,
Mein Meer, deinen Segen nun aus!“

Und ich bete, der nie ich gebetet,
Und flehe voll Inbrunst zu dir:
„Gib mir ein Atom deiner Stärke,
Einen Hauch deiner Freiheit gibt mir!“

Und in der unendlichen Liebe,
Mit der du mich immer umfingst,
Gewährend die schimmernden Arme
Um den Betenden wieder du schlingst.

Oktobersonne

O Sonne des Oktobers,
Wie herrlich sprüht dein Glanz!
Die Stimme keines Lobers
Preißt deine Schönheit ganz.

Schon hatten Regentage
Mit Schwermut mich umhängt:
Vom großen Festgelage
Kam ich — die Stirn gesenkt.

Entnüchterter Genosse
So hoher Herrlichkeit,
Entzog ich mich dem Trosse
In diese Einsamkeit . . .

Des Jahres große Feier,
Geendet war sie schon.
Nings Nichts als Nebelschleier —
Der Sommer war entflohn! . . .

Und nun, o Sonne, wieder
Kehrst du, schöner als je,
Steigst von den Höhen nieder
Und schläfst auf diesem See.

Tal tiefen, Bergesgipfel
Glühn in demselben Licht,
Das durch entlaubte Wipfel
In alter Fülle bricht.

Ich grüße es, das warme,
Das mir zu Häupten steht,
Und breite weit die Arme,
Breite sie zum Gebet:

„Du Wanderin der Welten,
O Sonne, die hervor
Aus schimmernden Gezelten
Noch einmal trat, bevor

Auf silberner Sandale,
Er flieht, dein weißer Fuß,
Weile in unserem Tale
Mit deinem letzten Gruß:

So lange, bis die Traube
An dir sich ganz gereift;
So lange, bis mein Glaube
Den Traum des Glücks begreift;

So lange, bis dem Schmerz sich
Sie, die Geduld, vermählt;
So lange, bis mein Herz sich
Mit neuem Mut gestählt . . .

— Dann will ich ohne Reue
Sehn, wie dein Glanz zerrinnt,
Und warten, bis aufs Neue
Dein großes Fest beginnt! . . .“

Licht

Es schlug die Nachtigall. Da lauschte,
Wer ihrer Lieder laut vernahm.
Der Frühling nahte und vertauschte
Das Zepter mit des Winters Gram.

Es stand ein Paar am Gartenhange —
Sie küßten und umschlangen sich:
Nun dauert es nicht mehr so lange —
Der Frühling kam, der Winter wich.

Es sproßten Beet und Baum und blühten,
Und grün ward meines Walds Revier.
Nun wird das Licht die Liebe hüten —
Ich aber sehne mich nach dir!

Der helle Tag

Der helle Tag mit seinem Sonnenzittern
Mahnt mich an einen anderen, hellen Tag,
Den längst ich wähnte schon im Grabe wittern.
Ich denke seiner, ob ich auch nicht mag.

Begrabene Schuld steigt wieder mir empor,
Die Niemand mir, dem Elenden, vergiebt:
Daß ich noch lebte, seit ich dich verlor —
Und dann die größere: daß ich dich geliebt!

Die eine . . .

Wie die Fülle der Gesichte
 Immer mehr mich noch umengt!
Hab ich noch empor zum Lichte
 Mich nicht durchgezvängt?!

Wie sie gaukeln! — Wie sie spielen!
 Jedes, jedes will hervor! — —
Ach, ich finde in den vielen
 Stimmen eine nicht im Chor:

Jene, welche nicht im Brausen
 Ungestümer Leidenschaft
Rief — gleich kalten Windes Sausen —
 „Mein! — ich hab dich mir errafft!“

Jene, die mit einem Lächeln,
 Wie des Friedens Blick so rein,
Sprach — gleich milder Lüfte Fächeln —
 „Ich bin Heut und Morgen dein!“

Der schönste Tag

Wenn ich aus des Sommers Tagen
Einen denn bezeichnen soll
— Meinem Herzen, seinem Fragen,
Zu entbieten seinen Zoll —

Sei es dieser, den ich nenne:
Heute, heute sprach mir dein
Süßes Lächeln: Lor, erkenne
Meine Liebe — sie ist dein! . . .

Heute, heute fiel der Schleier,
Und, von Zweifeln ungestört,
Darf ich ruhn — es ward der Freier
Um sein Glück endlich erhört.

Nun es Nacht wird, will ich sagen,
Was ich sonst nicht sagen mag:
Seinen Brüdern, schönen Tagen,
Ging er nach, mein schönster Tag . . .

Frühlingsnacht

Ich träume immer von den hellen Tagen.
Wie kommt es doch? Ist es nicht Nacht? Das Schlagen
Der Nachtigall im Wipfel drüben will
Nicht ruhen. Und ich halte lauschend still.

Ein Heimweh übermannte mich nach dir . . .
Und eine Sehnsucht nach verlorenen Nächten . . .
Und ein Erinnern, immer wach in mir . . .
Und Schmerz und Angst — wer kann mit ihnen rechten?

Was fragt nach meinem Antlitz Ihr, dem blassen?
Die Nachtigall will mich nicht schlafen lassen!
Wie süß sie schlägt! Ich kann es nicht ertragen.
Ich will zu dir — um Alles dir zu sagen!

Wann? — Jetzt! — Wohin? — Ach, ich vergesse
immer,
Daß längst in Asche sank des Feuers Schimmer . . .
. . . Die Nachtigall! Die ganze, lange Nacht
Hab ich mit ihr und sie mit mir durchwacht! . . .

Ruf

Stehst du draußen vor der Türe?
Komm herein, o komm herein!
Daß der Tag dich nicht entführe,
Sei in dieser Nacht noch mein!

Lege Hut und Mantel nieder,
Löse deines Kleides Haft,
Küsse mich, und mein sei wieder
In der alten Leidenschaft! . . .

Eile, eile! Es will tagen —
Eh uns überrascht das Licht . . .
Hörst du meines Herzens Schlagen,
Meiner Sehnsucht Rufen nicht?

Seit endlosen Stunden warte
Ich auf deine Wiederkehr,
Zweifelnd, ob ich hoffend harrete,
Ob du kehrtest nimmermehr . . .

Eile! Glut ist dieses Sehnen,
Die vielleicht noch heute loht,
Während morgen sie in Tränen
Und Vergessen löscht der Tod.

Eile! Wonnen, die entbehrten,
Sind den kalten Sternen gleich:
Ob wir heiß sie auch begehrten,
Nie betraten wir ihr Reich.

Aber Wonnen, die genossenen,
Sind unsterblich: in uns nach
Zittern noch die längst verflossenen —
Komme, was da kommen mag!

Darum eile! — Die verträumten
Zauberst du nicht mehr heraus,
Aber hemme der versäumten
Unabsehbar langen Lauf.

Tritt herein! — Die meinem Willen
Ich erzwang, die irre Ruh,
Mußt mit deinen Küßen stillen,
Deiner Liebe bannen du! . . .

Fahrt

Es legt sich der Wind. Sie stoßen vom Strande.
Sie steuern hinaus, sanft schaukelt ihr Boot.
Weit hinter ihnen verdämmern die Lande,
Weit hinter ihnen Leid, Kummer und Not.

Ein Mann und ein Weib. Und sie schweigen lange.
Stumm liegt das Meer in stolzer Pracht.
Da spricht er: Du bist es, nach der ich verlange!
Sie aber entgegnet: Bald kommt die Nacht . . .

Und weiter trieben sie in die Weite.
Doch als der erste Stern erglomm,
Zog er sie näher an seine Seite
Und flüsterte zitternd: O Glück, nun komm'!

Es kam. Im Taumel der seligsten Stunde,
Geschüttelt von Schauern, durchpulst von Glut,
Als Sieger des Lebens und ohne Wunde
So kehrten sie heim — so empfing sie die Flut.

Zuversicht

Weil du mich nicht ganz verstanden,
hast du halb dich mir gewandt,
Und hinaus zu fremden Landen
trieb dich Zorn und Unverstand.

Aber ich, der ich noch mutig,
wenn auch todestraurig bin,
Will mit Worten tausendflutig
wiederum dein Herz umfliehn.

Will dich wieder zu mir zwingen,
wie so oft ich schon dich zwang,
Und kann Nichts zurück dich bringen,
tu ich selbst den weiten Gang:

Will an deinem Bette stehen
eines Tags, wenn du erwachst,
Will in deine Augen sehen,
bis du wieder mit mir lachst.

Und du ziehst mich zu dir nieder,
und du küssest, küssest mich —
Und du hast mich endlich wieder —
und ich — habe wieder dich!

Furcht

Wie? — Jetzt bangt dir vor der Erfüllung
Der Stunde, wo das Glück den Zoll
In Nächten zögernder Enthüllung
Mit halbem Lächeln zahlen soll? —

Du bangst?! — In eigenem Verschulden
Wird auch dies Glück von dir verspielt,
Das noch in freundlichem Gedulden
Dein Leben aufgespart dir hielt.

Wenn ich dich wiedersehe — ?

Fast schon in Nacht verschwunden
Ist mir dein Bild,
Ob auch aus frischen Wunden
Das Blut noch quillt.

Ich sah dem Spiel zu lange,
Zu lange zu,
Du gabst dem Andern bange
Dein Ja=Wort du.

Was sagten sie mir heute?
Du kämest bald!
Des Glücks Heimat=Geläute
Hat so gehalten.

Schon spür' ich deine Nähe
Und kann nicht ruh'n —
Wenn ich dich wiedersehe,
Was soll ich tun,

Auf daß mein Herz sein Schweigen
Nicht jäh vergißt,
Da du nun ganz zu eigen
Dem Andern bist.

Das Schweigen seiner Ehre,
Das gräßliche! —
O Ehre, Wort voll Leere,
Bergeßliche,

Du gibst der Schwachheit Stärke
Und mordest Kraft,
Du, die am Weiber-Werke
Des Leidens schafft! — —

Schon spür' ich deine Nähe
Und kann nicht ruh'n,
Wenn ich dich wiedersehe,
Was soll ich tun?!

Ich soll Euch lachen hören,
Euch küssen seh'n,
Und darf mich nicht empören,
Nicht weiter geh'n . . .

Ich muß Euch froh begegnen
Mit lautem Mund,
Und leise muß ich segnen
Den neuen Bund! —

Schon spür' ich deine Nähe,
Und kann nicht ruh'n! —
Wenn ich dich wiedersehe,
Was soll ich tun?! . . .

Wozu?

Wozu doch all' der Kummer? — wozu die Bitternis?
Sie macht durch unser Leben gewaltsam einen Riß.
Er schließt sich wieder, ja gewiß, er schließt sich wieder.
Doch unterdessen sinkst du überbürdet nieder.

Du hast den Mut verloren, die Frische ging dahin,
In Sorgen ohne Hoffnung, in Kämpfen ohne Sinn.
Wohl, du befehlst dem Willen: Erheb' dich wieder!
Doch ist es nur ein Augen-Auffschlag der müden Lider.

Sie seh'n die Welt noch einmal. So herrlich, wie sie war
Dem Kind: so frühlichtüberglänzt, so wunderbar,
Seh'n sie sie niemals wieder . . .

Du reckst und streckst die Glieder,
Murrst: ‚Es ist überstanden‘. Und legst zum Schlaf dich
nieder.

Zauber

Wie Alles mächtig in mir flutet,
Der Lebenstrieb — zu dir zu gehn . . .
Ein Wunsch durch meine Sinne glutet:
Ich möchte einmal nur dich sehn!

Und fühle bang: ich mag vertrauen
Auf diese öden Tage nicht,
Denn meine Sehnsucht will ich schauen
Von Angesicht zu Angesicht! . . .

Dein Bildnis — — ach, ich starre sehrend
Auf deiner Züge Zauber hin,
In dieser seltenen Stunde wahnend,
Daß ich mit dir vereinigt bin.

Doch schon zerflattern meine Träume.
Die kranke Sehnsucht packt mich an . . .
Ein Schrei nur irrt durch leere Räume:
Wann löst sich dieses Zaubers Bann?

Vielleicht, wenn meine Jugendtage
In Angst und Not gestorben sind —
Vielleicht, wenn einst mit müdem Schlage
Die Stunde dir vorüberinnt — —

. . . . Straße, Berlin S

Alles erzählt mir von meinem Glücke —
Wie es sich schuf und wie es in Stücke
Ging — Alles erzählt mir davon!
Alles erzählt mir von jenen Tagen,
Wie sie entstanden — doch wie ich tragen
Diese soll, davon erzählt mir kein Ton.

Hundertmal wandere ich durch die Straßen,
Wieder und wieder! — O über die Maaßen
Leurer, geliebter, geheiligter Ort!
Und was bist du? — Nur eine Gasse,
— Seh ich sie nicht, o wie ich sie hasse! —
Drim alles Leben hinsiecht und verdorrt!

Aber dein Fuß hat sie beschritten!
Aber hier hast du gejauchzt und gelitten!
Und wir beide, wir fanden uns hier!
Was unerträglich ist, hier kann ich's tragen —
Alles erzählt hier von jenen Tagen,
Alles von meinem Glücke mir! . . .

Heimliche Aufforderung

Auf, hebe die funkelnde Schale
empor zum Mund,
Und trinke beim Freudenmahle
dein Herz gesund!

Und wenn du sie hebst, so winke
mir heimlich zu —
Dann lächle ich, und dann trinke
ich still wie du . . .

Und still gleich mir betrachte
um uns das Heer
Der trunkenen Schwäger — verachte
sie nicht zu sehr:

Nein, hebe die blinkende Schale,
gefüllt mit Wein,
Und laß beim lärmenden Mahle
sie glücklich sein.

Doch hast du das Mahl genossen,
den Durst gestillt,
Dann verlasse der lauten Genossen
festfreudiges Bild,

Und wandle hinaus in den Garten
zum Rosenstrauch, —
Dort will ich dich dann erwarten
nach altem Brauch . . .

Und will an die Brust dir sinken,
eh du's erhofft,
Und deine Küsse trinken,
wie ehemals oft,

Und flechten in deine Haare
der Rose Pracht —
O komme, du wunderbare,
ersehnte Nacht

Erwartungsstunde

In bebender Erwartung sah ich den Abend nah'n . . .
Wie ein Geheimnis ging die Sonne blutend unter. —
So an den Strand der Nacht treibt der geborstene Kahn,
So hin durch der Gedanken Gewühl ein Traum, ein
bunter,

Wie ich, der Blindverliebte, der Junge, Gedankenlose . . .
Es war die Zeit der Weilchen. Ich — sehnte mich nach
der Rose!

Hier, wo die Nacht beginnt, erwarte ich dich nun
In einer Vorstadtschenke. Mein Ohr hört das Gelächter
Der Tiefe. — Wenigstens Etwas in müßiger Stunde
zu tun

Nehm ich den Stift zur Hand: — Wir Alle sind müde
Fechter

Mit jener grauen Ahne des Lebens, der Langeweile.
Wir unterliegen oder: wir siegen. Es hat keine Eile.

Wir halten vierzig Jahre dies Spiel der Kräfte aus.
Ich glaube, länger selten. Dann überkommt wie Wehen
Des Abends Ruhe-Sehnsucht die Seele und nach Haus

Begehren wir! — Wie als Kind einst möchten wir
gehen
Zur Mutter . . . Wir haben zu lange auf vergängliches
Glück gewartet.
Ihr waret Narren Alle, die Ihr es wie ich erhardtet!

Es kommt ja doch nicht! Stunde auf Stunde die
Glocke schlägt:
Das Herz klopft immer stürmischer. Sein unerfülltes
Sehnen
Hat keine Hoffnung, die es durch dies Leben trägt,
Tonlos sind seine Schläge und bleiern seine Tränen . . .
O warum kommst Du nicht! Ich fühle, schon umschleichen
Mich irren Wahnsinns Wünsche — jedoch ich will nicht
weichen!

Nein, ich will dich erwarten! — Der Morgen, wenn er
graut,
Er soll, wenn du nicht kommst, mich hier am Tisch
erblicken:
Umflort das Auge, das sich müde nach dir schaut,
Die fahle Stirn gesenkt, von Angst gequält — ersticken
Wird mich die Sehnsucht, und um mich ist es geschehen . . .
Ich muß besitzen dich — der ich dich mußte sehen!

Dort! Dreht die Thür sich nicht! — Du bist es!! —
Du trittst herein . . .
Den feinen Kopf gesenkt, die Lippen lächeln leise,

Du schreitest auf mich zu . . . Ich halte dich! Du bist
mein! . . .

„O Tor! O seliger Träumer!“ klingt um mein Ohr die
Weise . . .

Wir wollen fort? — Gewiß! Wozu das kindische
Schreiben!? —

Auf! — Um vereint mit dir dem Glücke zuzutreiben!

Das geneigte Haupt

Ich sehe tief dein Haupt geneigt,
Tief über eines Buches Blätter.
Dein Mund, dein stolzer Mund, er schweigt —
Dein Herz, es schreit nach seinem Retter!

O teures, o geliebtes Haupt!
Von dunklen Flechten reich umwunden,
Von tausend Sorgen grau bestaubt,
In roher Arbeit Joch gebunden,

Ich sehe — niemals täuschst du mich! —
Dein Antlitz, überströmt mit Tränen . . .
Geliebtes Haupt, wann hebst du dich,
An meine Schulter dich zu lehnen?

Aus: Ein Ball

Ein leiser Ton —
Ein süßer Duft —
Gespürt — und schon
Verweht zu Luft.

Der Schleppe Kauschen,
Ein treuer Blick,
Ein Händetauschen —
Wie kurz das Glück!

Zum Fenster lachte
Herein der Mai.
An was ich dachte?
— Du gingst vorbei . . .

*

Die letzten Flammen
Erlöschen im Saal.
Wie liegt der Morgen
So nüchtern-fahl!

Von all dem Glanze
Blieb Nichts zurück?
Im brausenden Tanze
Erstarb das Glück?

Und du bist müde . . .
Deines Haares Duft,
Der süße, verweht
In der Morgenluft . . .

Vorübergang

Ich ging an deinem Haus vorüber
— Die Sehnsucht hemmte meinen Gang —
Und horch! von dort zu mir herüber
Scholl Geigenzittern und Gesang.

Ich schlich mich leise lauschend näher,
Kein Auge wurde mich gewahr,
Und stand — des eigenen Schmerzes Späher —
Bis jeder Ton verklungen war.

Und schöner schien mir dieses Singen
Der Liebe, das die Nacht durchdrang,
Als was ich je dir durste bringen,
Als je ein Lied, das ich dir sang! . . .

Noch immer schlich der Sang der Geigen,
Der Laut des Liedes um mein Ohr,
Als schon sich in der Ferne Schweigen
Mein Pfad der Einsamkeit verlor . . .

Morgen! . . .

. . . Und morgen wird die Sonne wieder scheinen,
Und auf dem Wege, den ich gehen werde,
Wird uns, die Seligen, sie wieder einen,
Inmitten dieser sonnenatmenden Erde . . .

Und zu dem Strand, dem weiten, wogenblauen,
Werden wir still und langsam niedersteigen.

Stumm werden wir uns in die Augen schauen,
Und auf uns sinkt des Glückes stummes Schweigen . . .

Alte Briefe

Das ist meiner ersten Liebe ungemessene Seligkeit,
Ihre ganze, tiefe Treue! — O du längst entschwundene
Zeit,

Was steigst du, o Jugend, so herrlich aus vergilbten
Blättern herauf?

Was hältst du das rasende Kreisen des irrenden Lebens
auf?! —

Ich wurde geliebt! — Da steht es! — Da steht es
hundertmal:

„Ich liebe dich, du mein Geliebter, in Lust, in Lust und
in Qual!

Und ich küsse deine Lippen — in dieser Ferne dein Bild
Ist meiner Armut Reichtum, meiner schreienden Sehnsucht
Schild!“

Da steht es von den Zügen der Hand geschrieben, der
Hand,

In die so oft sich die meine mit verstohlenem Drucke
wand.

O du ungemessene Freude, meiner Jugend Paradies,
Was ist es doch gewesen, das mich aus dir verstieß? . . .

Da steht es unauslöschbar — die ganze Vergangenheit
lacht

Mich an aus diesen Blättern in unverminderter Pracht . . .
Mein Glück, du warst es, an dem ich mit lechzender
Lippe hing,
Und so warm, wie die Mutter ihr Kind, mich dieses
Glück umfing.

Und es steigt die Stunde herauf, in welcher zum ersten-
mal

Von deinen reinen Lippen den ersten Kuß ich stahl,
Und dann die unzähligen Stunden, als meiner Jugend sich
Dein schüchternes Leben einte — mein Gott, wie reich
war ich!

Da steht es, wie zuckende Flamme: „Ich hab dich un-
sagbar lieb!

Wann kommst du? — Wann kommst du?? — Wann
kommst du?!“ — Ich aber blieb und trieb
Ein verlorenes Blatt vom Baume der Zeit, und irrte
und floh

Zu unerreichbaren Fernen — wann aber wurde ich
froh? . . .

Und du schreibst unermüdlich: „Wann kommst du?!“ —
Doch zu seinem Glücke kam

Der Tor nicht, der säumende, träumende . . . Das reiche
Leben nahm

Ihn zu glühend in seine verlangend geöffneten Arme auf,
Und diesem Leben gab er sein reicheres Leben zum Kauf!

O wie gerne wäre ich später zu dir zurückgekehrt,
Doch die heimliche Neue, sie hat meinem heimlichen
Wunsche gewehrt . . .

Ach, kehrt an die Brust seiner ersten Liebe auch der nicht
zurück,

Der im Wandel des hastenden Lebens seinen Glauben
verlor und sein Glück? —

Nein, du bist mir ewig genommen! — Vor mir, der
dich verlor,

Steigst du in diesen Stunden aus diesen Blättern empor:
Hier lacht mir ein Glück entgegen, du selbst versprichst
es mir —

Noch einmal, Jugend-Geliebte, rufe! Ich eile zu dir!

Noch einmal, Vergangenheit, rufe! — Noch einmal, Er-
innerung,

Spanne mit wärmendem Hauche dieser Flügel ermattenden
Schwung.

Noch einmal will ich fliegen über Thal und Hügel zu dir —
Dann komme, o Jugend-Geliebte, dann komme ent-
gegen mir!

Vergiß, wie ich geworden! Gedenke nur, wie ich war,
Und küsse wieder die Lippe und streiche wieder das Haar
Aus der ,trogigen Stirn' mit dem Lächeln, das nie ich
vergessen kann,

Und sinke in meine Arme, die starken Arme! — Und dann,

Dann, Einzige, will ich dich halten so fest, wie nie ich tat,
Und will dich nie mehr verlassen . . . O Zukunft, die sich
mir naht,

Ich vergesse, du bist nur ein schöner, ein schöner, un-
möglicher Traum:

Die Vergangenheit trennt uns, die Zeit ward; die Zeit,
welche wurde zum Raum! . . .

Nichts bleibt mir! — Selbst nicht die Hoffnung! . . .

Nur du, Erinnerung,

Wehst mich an aus diesen Blättern und machst mich
wieder jung . . .

Ach, wenn sie jetzt mich rief, mich rief zu sich her,
Ich glaube, wir kannten uns Beide, wir liebten uns
Beide nicht mehr! —

Nein, was mir bleibt, da steht es: „Ich hab dich un-
sagbar lieb!

O komm! — O komm! — O komme!!“ — — Ja, in
meinem Herzen blieb

Ein Hauch dieses Rufes haften: den kann kein Raum,
keine Zeit

Verwehen — er ist wie des Lebens ungenossene Seligkeit!

So wird es kommen . . .

So wird es kommen, so kommt es gewiß:
Es naht die Nacht und die Finsternis.

Wir stehen Beide am Scheidewege.

Stumm gehen des Herzens schmerzliche Schläge:

„Noch bist du mein! — noch bist du mein! . . .“

Viel will ich noch sagen und kann es nicht.

Ich streichle nur immer dein liebes Gesicht.

Von meinem Nacken löst du die Hände,

Und ich begreife: das ist das Ende! — —

Und rings erblaßt der letzte Schein . . .

Dann küssest du mich zum letztenmal,

Und schreitest zurück in dein Heimatthal.

Ich sehe, wie sich die Schatten breiten

Um deine Gestalt — und jäh entgleiten

Seh ich dich mir — und — bin allein! . . .

Am Tage des Verlustes

Ihr habt mich verlassen, meine Lieder?

Ihr habt mich verlassen — was tat ich Euch?
Was bergt Ihr Euer buntes Gefieder
In eines Dickichts dunklem Gesträuch?

Wohl, es ist wahr: Ihr wurdet vergessen,
Fast schon in der Stunde, da ich Euch schuf,
Doch immer wähnte ich, allzu vermessen,
Ihr folgtet wieder dem ersten Ruf.

Nun hat Euch die Hand des Zufalls gewaltsam
Vom Vaterherzen gerissen — allein
Steh' da ich und quäle mich unaufhaltsam
Um Euch in unbeschreiblicher Pein.

Ich locke und rufe mit schmeichelnden Tönen.
Das Echo nur narret mich: „Hier!“ — „„„Nein, hier!“““ —
O wie mich die wirren Stimmen verhöhnen!
Die Tränen stehn in den Augen mir . . .

Chicago, 7. September 1893

Am Begrand

Tausend Menschen ziehen vorüber —
Den ich ersehne, er ist nicht dabei!
Ruhlos fliegen die Blicke hinüber,
Fragen den Eilenden, ob er es sei . . .

Aber sie fragen und fragen vergebens.
Keiner gibt Antwort: „Hier bin ich. Sei still.“
Sehnsucht erfüllt die Bezirke des Lebens,
Welche Erfüllung nicht füllen will.

Und so steh ich am Begrand-Strande,
Während die Menge vorüberfließt,
Bis — erblindet vom Sonnenbrande —
Mein ermüdetes Auge sich schließt . . .

Verführung

Der Tag, der schwüle,
verblaßt, und nun
in dieser Kühle
begehrt zu ruhn,
was sich ergeben
dem Fest der Lust:
Nun schmiegt mit Beben
sich Brust an Brust . . .

Es hebt der Nachthauch
die Schwingen weit:
'Wer liebt, der wacht auch
zu dieser Zeit . . .'
Er küßt die Welle
und sie ergibt
sich ihm zur Stelle,
weil sie ihn liebt . . .

O großes Feiern!
O schönste Nacht!
Nun wird entschleiern
sich alle Pracht,

die Tags verborgen
in Zweifeln lag,
in Angst und Sorgen —
Jetzt wird es Tag!

Still stößt vom Strande
ein schwankes Boot —
Verläßt die Lande
der Mörder Tod?
Er ward vergebens
hierher bestellt:
Der Gott des Lebens
beherrscht die Welt! . . .

Welch stürmisch Flüstern
den Weg entlang?
Was fleht so lüstern?
Was seufzt so bang?
Ein Nie-Gehörtes
hört nun dein Ohr —
Wie Gift betört es:
Was geht hier vor?!

Der Sinn der Töne
ist mir bekannt,
Drum gib, du Schöne,
mir deine Hand:
Der ich zu rühren
dein Herz verstand,
ich will dich führen
ins Wunderland . . .

Mit süßem Schaudern
reißt du dich los.
Was hilft dein Zaudern?
Dir fiel dein Loos!
Die Stimmen schweigen.
Es liebt, wer wacht!
Du wirst mein eigen
noch diese Nacht! . . .

Herbstlaub

Und immer höher schwoll sein Verlangen.
Es zitterte seine Begierde wie Laub,
Wenn es der Wind im Herbst verweht.
Es war ihm der Tag in Sehnsucht vergangen.
So wird dem verirrtten Zweifel zum Raub
Wer sich in fremdem Land ergeht.

Nun sah er sie zur Nacht. Gefommen
War sie, ihm ganz sich zu geben hin.
Doch er ließ unberührt sie gehn.
Jetzt schreit er verzweifelt: „Sie ist mir genommen!“
Sie sagen: „Was will er? Verstört ist sein Sinn.
Er wird wie Laub im Herbst verwehn.“

Eintritt

Du trittst in den Saal. Da schwiegen
Die Redenden alle. Es ging
Von dir ein leuchtendes Siegen
Der Schönheit, die Alle umfing.

Nur ich trat zu dir. Da batest
Du leise, ich möchte gehn.
Ich zaudere noch. Du tratest
Zurück. Ich — ließ es geschehn.

Am nächsten Morgen

Und der Morgen hob sich. Wieder stand das Licht
Über unserm Scheitel. Doch dich sah ich nicht . . .

Meine Grüße sendet von der Höhe hier
Nun kein Morgen nieder mehr ins Tal zu dir . . .

Doch das Fenster seh ich, dem dein Bild geraubt;
Seh die Rebe schwanken, die es grün umlaubt;

Hör des Tores Klirren — aber deine Hand
Ist es nicht, die öffnet; nicht zum Sonnenstrand

Seh ich dich mehr schreiten — sehe durch den Traum
Des genossenen Glückes meine Zukunft kaum . . .

Weiße Tauben fliegen um dein Giebeldach —
Und im Herzen immer ist die Sehnsucht wach.

Die tote Liebe

Was ruffst du mich!? — —

Als ich der Handschrift Züge
seit — wieviel? — Jahren heute wieder las,
war mir, als h bbe sich die Hand und schl ge
— sie, die mich damals schlug — aufs Neue heut!

Du, die einst mein war; die ich nie besaß —
du, welche lächelte, und mich betrog —
du, die mit Tränen sich und mich belog —
du, deren Zauber mich so ganz bet rte,
daß ich Nichts sah mehr, Nichts mehr dachte, h rte,
als dich — du, die mich grausam=feig entließ —
du, die ich längst aus meinem Herzen stieß —
die ich wie eine Schuld an mir, an mir bereut —
du, die ich nie mehr sah, und die ich doch
nie ganz vergaß —

was willst du, willst du noch?!

Welch neue Qual in diesem Brief entleerst du? —
Was ruffst du mich? — Was willst du? — Was be-
gehrt du? —

Ich kenne dich nicht mehr, will Nichts von dir — Was
schreibst du mir?!

Dieses: —

Ich liebte dich — damals wie jetzt . . .
Mehr las ich nicht. Da liegt das Blatt zerfetzt,
und seitdem siz ich, blicke auf die Uhr,
wie Stund auf Stund sie ihren Zeiger setzt,
und lache nur! . . .

*

Ich bot dir meine Jugend, nun dein Alter
willst du mir geben — Welch ein schlechter Tausch:
die mürrische Krähe für den Sommerfalter,
den Kagenjammer für den seligen Kausch!

Frage doch, Kluge, deinen eigenen Geist,
der sich wohl frisch, wie damals, noch erweist,
gilt es, bequeme Pfade zu erspüren —
glaubst wirklich du, mich heute noch zu rühren?
Muß ich es sein, der dir die Lehre gibt:
Zu spät! — Zu spät! — Was ich an dir geliebt,
Du gabst es ihm — frag Welle nur und Wind,
wie alles Leben wechselt und zerrinnt!
Wähnst du, daß wir noch — wo das All zerfliebt —
dieselben sind?

*

Du hast's gewollt! — Du hörtest auf das Pack,
das dich umgab, die zärtlichen Verwandten.
Erinnere dich, die letzte aller Tanten
galt mehr als ich dir, all ihr Schnick und Schnack:
,Erfüllt er Sitte und Gesetz und Brauch?
hat Amt und Würden er? — ein Haus und Gold?

Nimmt er zum Weib dich? — läßt die Kinder taufen?
Oh, nicht zu wohlfeil darfst du dich verkaufen!

Du zögertest — betäubte dich der Hauch,
der giftig-trübe? — Nicht kann ich es wissen . . .
Du littest es, daß sie dich von mir rissen —
Du hast's gewollt!

*

Da hat mein Geist sich still von dir gewandt,
mein Herz — nicht! . . .
Lange sah ich in das Land
des Lebens, bis sein Bild mir mählich schwand,
und ich in Finsternis und Trersal schritt . . .

Und viele Jahre, viele Jahre lang
ging hin durch Wirrnis müde nur mein Gang . . .

Doch stärker, als ich selbst, war meine Kraft:
sie hielt mich fest, hat mich emporgerafft
und nahm mich mit.

*

Wo warst du, Glück? — Wohin so lange, lange
verbargst du dich? — Als leise ich und bange,
dann lauter, dann verzweifelt nach dir schrie,
als du mir Trost gewesen wärst und Licht,
da warst du fern — so fern mir wie noch nie!
Wo warst du? Als du hättest nahen müssen
mit roten Blüten und mit süßen Küßen,

mit einem Lächeln halb schon die Gewährung,
da — in der Todesstunde der Entbehrung,
da kamst du nicht!

*

Ich liebe dich nicht mehr, doch fliegt ein Schauer
zuweilen über mich wie Frösteln hin.
Dann seh ich dich . . . Es legt die alte Trauer
sich wie ein Schleier über jeden Sinn . . .
Vergessen? — Ach, wie kann ich dich vergessen!
Du zwingst das Wort, das dich zu kränken wähnt —:
seitdem dein Brief kam, hab ich dageessen
und mich nach dir — so wie du warst — gesehnt!

So viele Tage kommen und verrinnen —
wie kommt es, daß du immer meinen Sinnen,
verschwiegen=heimlich immer noch dich paarst?

So viele Tage kommen und vergehen —
doch ob mein Herz erlahm', mein Geist sich trübe,
mein Auge wird wie damals stets dich sehen,
und nie kann ich vergessen, tote Liebe,
wie schön du warst!

*

Und eine Antwort willst du? Ja, ich will
dir eine geben.

Ungestört und still

schlummern in meines Schreibfachs letzter Ecke
die toten Tage . . . Nimm die Hand und strecke
sie aus . . . Greif zu! — Heut leg ich sie hinein,
und sie sind dein!

*

Da du mich ruffst, so will ich dir es sagen:
Ich gebe, was mir Rettung war in Tagen,
da mich das Leid, das du mir schufst, bezwang! —

Lies diese Lieder in der Dämmerstunde,
die einst — verblutet fast an seiner Wunde —
sich selbst zum Trost, mit letztem Flügelschlagen,
mein Herz dir sang.

*

Es sind die alten, längstbegrabenen Lieder.
Nun du mich liebst, klingen von selbst sie wieder . . .

Sie sind das letzte Wort aus meinem Munde
an dich . . . Lies sie in einer Dämmerstunde . . .

Es sind die Lieder, die — da es noch mutig
und stolz und stark war, da es noch nicht blutig
von deiner Hand, der grausamen, geschlagen —
Es sind die Lieder, die in jenen Tagen
mein Herz dir sang!

*

So findest Alles, tote Liebe, du
in diesen Blättern, die aus ihrer Ruh
du selber scheuchtest . . .

Klage mich nicht an,
wenn du den Moderduft zerfallener Leichen
— (Glück, Hoffnung, Schmerz hießen die Lebenden) —
mit trübem Hauche deine Stirn umstreichen,
dein Herz vergiften fühlst: ich kann
nun nicht mehr halten die Entschwebenden . . .

Du wolltest es:

 Bernimm nun auch die Kunde
von jenen Tagen — selig-traurigen Tagen —,
in denen ich gejubelt und gelitten
 um dich . . .

Und lies die Lieder in der Dämmerstunde,
mit denen ich in Jauchzen und in Klagen
 dich scheu umschlich.

Und dann — leb wohl! . . .

Heidnische Lieder

Rom, im Frühjahr 1891

I.

Hoch ragt durch die schönste der römischen Nächte
In schweigenden Trümmern ein mächtiger Bau.
Als ob er der toten Zeiten gedächte,
So steht er — düster, verschlossen und grau.

Er trauert und bietet die klaffenden Wunden
Den Winden der Nacht — sie umspielen ihn frei.
Er achtet nicht mehr der eilenden Stunden.
Was ist ihm ihr Lauf? — Seine Zeit ist vorbei.

Ich aber umklammere die riesigen Steine:
„Wölbst du dich noch droben, o himmlischer Dom,
Da die Tempel der Größe doch sanken?“ — Ich weine . . .
Was wurde aus dir, mein geschändetes Rom!

II.

Wo sind sie, die Jubelklänge des Festes?
Berauschen denn nie mehr sie Herz und Sinn?
Des Lebens Höchstes, des Lebens Bestes,
Die goldene Freude, wo ist sie hin?

Wo sind sie, die nächtlichen Bacchanale?

Der Reigen der Lust bis zum Tagesgraun?

Nie schwingt er sich wieder in diesem Saale,

Denn Keiner wird ihn uns wieder baun! —

Weiß schimmert das Mondlicht durch die Zypressen,

Aufdämmert ein nüchternes Morgenrot —

Wir haben die eigene Jugend vergessen,

Die Welt der großen Freude ist tot!

III.

Frech hat in des Lebens heidnische Hallen

Das Christentum seine Symbole gestellt,

Und predigt auf Trümmern, zu Moder zerfallen,

Dem Leben den Tod und Vernichtung der Welt.

Ich sehe es ragen, wohin ich mich wende,

Das Kreuz, das noch Keinen befreit und beglückt.

O Schönheit, es haben barbarische Hände

Die Kränze des Ruhmes beschmutzt und zerpfückt!

Mit Gebeten und Flüchen treiben die Horden

Die letzten der Deinen schon vor sich her —

Schon zwei Jahrtausende währt ihr Morden.

Wann kehrst du wieder? — Ach, nimmermehr!

Späte Jugend

Ihm waren frühe Jahre
In Angst und Qual zerronnen —
Man hatte ihre Sonnen
Mit Schleiern ihm umspinnen.

Und ihm blieb nichts von jenen
Verlorenen, ersten Tagen.
Du hörtest nie ihn sagen
Von Dem, was er getragen.

Die Jugend war gegangen,
Als er mit starkem Streben
Begann, auch seinem Leben
Ein eigenes Glück zu geben.

Er fand noch eine Rose
Auf herbsteskahlem Beete,
Und eh sie ganz zerwehte,
Brach er die letzte, späte . . .

Er nannte seine Jugend
Dies Glück. Und fest umschlossen
Hielt er's, bis es zerfloßen
Und auch er es genossen.

In der Verbannung

Dein Schloß ist über die Maaßen prächtig,
Zu Festen der Freude steht es bereit —
Was blickt dein Auge so übermächtig?
Was schweigt dein Mund? — Daß er nicht schreit?

Es liegt übergrünt im Garten der Weiher,
So einsam ruht er, als sei er verflucht.
Nur freischend umkreist ihn zuweilen ein Reiher,
Der hier vergebens nach Beute sucht . . .

Es liegt eine Sde in dieser Fülle . . .
Wie der Hauch der Verwesung, so brütet sie still,
Der langsam des Reichthums goldene Fülle
Bes lecken, zernagen, vernichten will.

Der Pfortner schläft an den Thoren verdrossen,
Denn Keiner naht mehr, der Einlaß begehrt,
Und doch hast du Keinem die Pforte verschlossen,
Noch Keinem die offenen Hände verwehrt.

Tagsüber versteckst du in einsamer Kammer
Dein niemals verstandenes, mißachtetes Leid,
Doch gellend durchschreit dein hilfloser Jammer
Bei Nacht die hallenden Gänge weit.

Dann steht zuweilen am Gartengehege
Ein Wanderer still, von den Tönen erschreckt,
Beyor er weiter sie wandert, die Wege
Des Lebens, auf immer für Dich verdeckt . . .

Deine goldenen Tage . . .

Deine goldenen Tage schleifen
durch die Gassen ihr Gewand . . .
Wann wird je dein Geist begreifen,
wer an seiner Wiege stand?

Kein in Lust ergrauter Zecher,
halb verachtet, kaum bekannt,
Füllte deiner Jugend Becher
trunken lächelnd bis zum Rand.

Nein, die Göttin stand des Ruhmes
an der Wiege rechter Hand,
Wies das Tor des Heiligtumes
deinen Blicken und — entschwand! . . .

Jugend strahlt in unseres Lebens
Krone als der Diamant —
Laß als Welle nicht vergebens
sie versprühn an ödem Strand!

Ehe

Sie mußten zusammen
durchs Leben gehn,
Und konnten doch niemals
zusammenstehn.

Sie wurden müde
und wurden alt,
Und quälten sich weiter
mit zäher Gewalt.

Der Eine so,
Die Andere so,
Und keines Lebens
ward Keiner froh.

Mit einem Liede — —

So hast du mich gebannt, der ich dich hasse
In deines Wesens tief gemeinem Zug,
Mit diesem Lied, daß ich bestürzt dich fasse
In deine Flügel. Wohin geht ihr Flug?

Wenn mir nicht Alles wehrte, dich zu fragen,
So früg ich dich: Wer gab dir dieses Lied?
Wer lehrte dich die Tiefe dieser Klagen?
Dies Tauchzen, das die Klage überfliehet?! —

Nich hält in seinem Bann ein Unfaßbares:
Aus schmutzigem Trog wird reiner Trank geschenkt;
Ein Mund der Lüge spricht ein Wort, ein wahres;
Ein leerer Geist, der niemals dachte, denkt . . .

Nie schuf dein Herz dies Lied voll süßer Behmut,
Dein armes Herz, das Liebe nie gekannt,
Und dennoch steht es da in stolzer Demut —
Und vor ihm ich: sprachlos, verwirrt, gebannt!

Ich bin besiegt. Dies Lied wirft mich danieder,
Bestürmt, berauscht, berückt, unschmeichelt mich . . .
Wo Rettung noch? — Ich lasse dein Gefieder,
Und über deinem Werk vergeß ich dich . . .

In der Gesellschaft

Alle schwiegen. Einer nur sprach fort.
Scharf und schneidend fiel sein klares Wort
In die Stille. Alle lauschten bang
Auf den seltenen, nie gehörten Klang.
Und er endete. Doch Alles schwieg
Tieferbittert.

Das war offener Krieg
Ihnen Allen! Keiner aber sprach.
Nichts die Stille ringsher unterbrach.
Jener aber ging mit leichtem Schritt,
Und er nahm den Haß von Allen mit.

Der erste Ball

Im Frack und weiß bebindet;
das Brusthemd rein wie Schnee;
die Finger eng umrindet
mit Leder von Glacé;
mit lackbeschuhnten Füßen;
mit Lippen, welche fahl
ein nonchalantes Grüßen
umspielt, steht er im Saal.

Ihn trifft der Blicke Feuer.

Er ist nicht nur „Herr von —“
Nein, mehr: er ist auch heuer
Der „Löwe der Saison“.

*

Umwogt von Tüll und Seide;
die Augen scheu gesenkt;
in glitzerndem Geschmeide;
von Huldigung umdrängt;

entblößt den zarten Nacken,
steht sie, der Reinheit Bild —
Die Jäger nahen, zu packen
das unbeschützte Wild.

Sie will vor Scham versinken —
Sie hört, wie man sie preist —
Und möchte dennoch trinken
den Trank, der Leben heißt.

*

Er naht. Mit müdem Tone
Er seine Bitte spricht:
Kam er im Ernst, im Hohne?
Sie bebt. Sie weiß es nicht.

Und in des Wüstlings Armen
fliegt melodiegewiegt
Sie hin. Um ihre warmen
Glieder sein Atem spielt.

Sie weiß nur: preisgegeben
ward sie. Es kam zu Fall
Der Kindheit keusches Leben
auf ihrem ersten Ball.

Abendlicht

Am Waldesrande ging ein armes Weib.
Das jüngste Kind lag an der matten Brust,
Und an der rechten Hand hielt sie das andre.
Das jauchzte auf in kindlich-heller Lust,
Als durch die Baumeskronen golden glänzte
Das Abendlicht der Sonne und den Pfad
Mit einem lichten, letzten Strahl beschien,
In den der Fuß des armen Kindes trat.

Da ließ es schnell die Hand der Mutter los
Und beugte nieder sich, den hellen Schein
Mit seinen Händchen zu erfassen. Doch
Die Mutter sprach: „Komm weiter! Laß das sein!
Das da — ist nicht für uns!“ — und zog es auf.

Und weiter schritten sie, indes zur Küste
Die Sonne ging, aufflammend heiß und fahl.

Des Weibes abgehärmte Züge küßte,
Die toten Augen lind ihr letzter Strahl.

Hand in Hand

Die Andern lachten
und gingen vorbei.
Wir aber dachten,
wie schön es sei:

So still zu gehen
durchs freie Land
Im Abendwehen
und Hand in Hand.

Das Gestern

Was ist denn Gestern? — Ein vom Blitz des Heute
Gelähmter Krüppel, der uns mühsam nachhinkt,
Auf der Erinnerung schwanken Stab sich stützend;
Und doch ein Kind, das sich mit törichten Bitten
In ungestümem Wünschen an uns drängt . . .
Ein lustiger Traum, den wir vielleicht erlebt,
Und doch ein Wesen mit erstorbenen Augen . . .
Ein Sporn, getrieben in den Nerv der Kraft,
Doch an den Bügel ist der Fuß gebunden . . .

Was ist denn Gestern? — In dem starren Körper
Der letzte Funke noch der bangen Seele:
Und plötzlich steht der scheinbar Tote auf
Und redet uns ins Ohr verwirrte Worte,
Und zerrt zurück uns zu der leeren Wahre . . .
— In trüber Zeit ein Schritt dem Ziele näher,
In froher zwischen Glück und Schuld ein Abgrund.
Ein Kind des Denkens, das die Mutter mordet,
Und mit der Schwester, der Vergessenheit,
In furchtbar-ernstem Scherz Verstecken spielt . . .

Das ist das Gestern. — Fragst du mich noch weiter?
Ach, nimmer überhörst das Klirren du
Der Kette, die du müde nach dir schleiffst,
Soviel du fragst, soviel ich Antwort gebe!

Die Verlorenen

1.

Die Schuld der Reue

Müde, wirren Sinnes, wund geschlagen
Von des Tages Geißel, irrte ich
Durch die Stadt, der eben zugetragen
Mich ein Zufall. Bläß das Licht erblich.

Und ich fand ein Weib am Straßenrande.
Lässig, tonlos, ohne Lust und Kunst
Warb sie mich zu flüchtigem Liebesbande
Einer Nacht voll schnellvergeßener Gunst.

Wohin sonst? — Und so in ihren Armen
Schief ich ein, wachte in ihnen auf.
Als ich mich erhob — aus diesen warmen
Armen — glomm der Morgen schon herauf.

Sie erwachte nicht. Auf ihren Zügen
Lag ein Lächeln . . . Weiter nichts. Ich fand
Keine jener vielgestaltigen Lügen:
Hoffnung nicht und Zweifel. Unbekannt

Schien ihr Alles, was uns Alle foltert:

Mitleid und Verachtung, Spott und Haß,
Was durch unsere Stirnen rasselnd poltert,
Friedenmordend, ohne Unterlaß.

Die dich Sünderin nennen, Bajadere,

Toren sind sie, Toren, arm und krank!
Eine Wahrheit rings in dieser Leere
Fand bei dir ich — dafür habe Dank!

Welche Wahrheit? — Schließe deine Ohren,
Schlummere weiter, lebende Geduld! . . .

Eine Weise bist du unter Toren —:
„Neue ist des Lebens einzige Schuld!“

2.

Im Dienst der Freude

Wie wahllos neigt dein Herz mit Beben
Heut Dem und Morgen sich Jenem zu —
Wann kommt, verlorenes Kind, dein Leben,
Wann kommt es endlich zu seiner Ruh?

„Einst, wenn es alt und grau geworden“,
So sprach ihr Mund und lachte dabei,
„Baut Jrgendwer an der Heimat Warden
Ein Nest mir wohl, ein Nest für Zwei.“

Du irrender Stern, du flackerndes Feuer,
Die du vom Himmel gekommen bist,
Heil dir, wenn jeder Tag ein neuer,
In Wahrheit dir ein neuer ist.

Doch wenn deine springenden Füße ermatten,
Den welkenden Nacken kein Arm mehr hält,
Wenn tiefer und tiefer des Abends Schatten
Auf deine leuchtende Stirne fällt,

Wenn deine lachenden Augen erblinden,
Die Wange sich furcht, verblaßt, verhärmt,
Bist dann auch gewiß du, den Einen zu finden
Von Zahllos-Vielen, die dich umschwärmt? —

„Es wird nicht alt, mein kleines Leben . . .“

Sprach wieder ihr Mund. Doch er lachte nicht mehr.

„Ihr könnt der Frage nicht Antwort geben:

Wo geht es hin? — Wo kommt es her? —

Drum laßt mich mit Lachen den Weg vollenden.

Ich fühle, sein Ende ist bald erreicht,

Denn die Flamme der Freude mit emsigen Händen
Zur Glut zu schüren, ist nicht so leicht . . .“

Modernes Idyll

Bevor der Vorhang sich vor der Menge
Und vor ihren hungrigen Blicken hob,
Stand ich mit ihr in der staubigen Enge
Eines Winkels der Bühne. Der Abend umwob

Uns Zwei und die Farben der starren Kulissen
Mit der Dämmerung geheimnistrunkenem Licht.
Sie hatte dem Schwarm sich der Andern entrisßen —
Da stand sie: ein lebengewordenes Gedicht!

In dem duftigen Reiz ihrer siebzehn Jahre . . .
Nie umspannte ein feineres Knie das Trikot;
Eine weiße Rose im schwarzen Haare;
Auf den Lippen ein Lächeln, halb traurig, halb froh . . .

Die lieblichste aller Tänzerinnen,
Die je eine jauchzende Menge entzückt!
O, wer vermochte ihr je zu entrinnen,
Den einmal sie mit einem Blicke berückt?

— Statisten huschten an uns vorüber,
Es hatte der Saal sich mit Menschen gefüllt,
Durch das Loch im Vorhang sahn wir hinüber —
Da wurde ich jäh von dem Wunsche erfüllt

Meinen Mantel um ihren Nacken zu schlagen,
Sie zu heben an meine wogende Brust,
Sie hinunter in meinen Wagen zu tragen
Und mit ihr zu genießen die göttlichste Lust . . .

Denn an meine Schulter lehnte sie schmeichelnd
Ihr bepudertes Köpfschen: „Ich mache dich weiß?“ —
Mit den kindlichen Augen mir Treue heuchelnd —
Und ich beugte mich nieder und küßte sie heiß!

Da plötzlich tönte das Klingelzeichen
Wie ein Beckruf in meine Wünsche hinein.
Raum konnten wir schnell uns die Hände noch reichen:
„Auf morgen!“ . . . Ach, morgen — bist du nicht
mehr mein!

Lied der Geschlagenen

Du hast dein eigenes, größtes Glück zerschlagen —
Nimm von ihm Abschied! Abschied nimm von mir!
Ich scheide. Doch du wirst mir nie verzeihen,
Daß ich gelebt, daß ich gelebt in dir.

Nur Liebe war mein Herz: von dir bezwungen,
Gab es dir Alles, was es selbst befaß.
Ich weiß nicht, ob es Viel war oder Wenig,
Tedoeh ich weiß, es war ein volles Maaf.

Nie kniete ich vor anderen Altären,
Als ihm, an dem du als mein Schlächter standst,
Schon lange, eh du Herz mir, Kraft und Ehre
In diesen Kreis der ewigen Schande bandst.

Ich liebte dich: treu immer dem Gebote,
Das ich von der Natur empfangen, war
Ich dein Gefährte, Freund, dein Bruder, Diener,
Dein Trost in Leid, dein Helfer in Gefahr.

Du aber schlugst mich, Freyler, schlugst mich! schlugst mich!
Ich weinte, schrie, empörte mich und — blieb . . .
Mein Herz war stärker als der Stolz, der feige —
Verachtend schon behielt es dich noch lieb.

Selbst als Erkenntnis längst die dichten Schleier
Zerrissen, die dein Innerstes umhüllt,
Hab ich mit einem Lächeln noch der Liebe
Die frechen Wünsche deiner Lust erfüllt.

Stark war mein Herz, stark war es, fest und mutig.
'Zu lieben —' hieß sein einziges Gebot.
Du aber schlugst und schlugst mit rohen Fäusten,
Bis es zerbrach. Nun ist es endlich tot.

Die Lieder des Volkes

„Was hilft es, die Bücher der Weisheit zu lesen!
Die Lieder des Volkes gilt's zu verstehn:
Was ewig du sein wirst und was du gewesen,
In ihrem Spiegel wirst du es sehn.

Sie sind so einfach, wie Blumen am Raine,
So schlicht, wie des Vogels Gesang im Wald —
Belausche sie einmal beim Tanz und beim Weine,
Belausche sie achtsam, wie süß das schallt!

Du tauchst in ein Bad und fühlst deine Glieder,
Es lauscht dein Ohr, weil es lauschen muß.
Das sind deines Volkes unsterbliche Lieder,
Der Weisheit erster und letzter Schluß!“ —

So sprach er, wie träumend in ruhlosem Schlafe,
Wie wehrend hob er die blutende Hand,
Und schleppte erwachend — ein ewiger Sklave —
In ärmlicher Freude sein Ketten-Gewand . . .

Wohin?

Von keiner Gunst getragen;
von keinem Dank belohnt;
Auf hohem Siegeswagen
ein Fürst, noch unentthront;

Ein Bettler für die Menge,
doch über ihr ein Gott;
Abseits der dreisten Menge,
halb Furcht ihr, halb ihr Spott,

So geht er — ach, ein Fänger
flüchtiger Schönheit nur . . .
Wohin, mein Lieblings-Sänger,
wohin führt deine Spur?

Sommersonntagnachmittag

Bunten Menschenschwarms Gewimmel
Unter einem Sommer-Himmel,
Helles Lachen und Gesang,
Offene Kutschen, fecke Reiter,
Kremsler, Zweirad und so weiter —
Überall den Weg entlang.

Fernher eines Hornes Schallen,
Einer Flinte lustig Knallen
Ziellos in die blaue Luft . . .
Dort am Waldrand, welches Drängen!
Zu den braunen Steingehängen
Zieht der Wiesen reifer Duft.

Lässig Schlendern, wie vergebens . . .
Und ein neues Lied des Lebens
Huscht durch meinen ernstern Sinn.
Vor dem Wirtshaus frohe Zecher,
Lauter Zuruf, flirrende Becher,
Eine schmucke Kellnerin . . .

Rast hier! . . . auf dem letzten Sitze —
„Sie sind's, Nachbar? — Welche Hitze!
Nehmt derweil mein Glas zur Hand!“

„Dank' schön!“ — Sieh, am Fenster zeigt sich,
Lanzerglüht, hinaus nun neigt sich,
Ganz noch, halb noch abgewandt,

Ach! — ein feines, junges Köpfschen!
Welch zwei braune, trozige Zöpfchen!
Schon im Unmut kehrt sie sich . . .
Durch die Tür mit einem Sprunge,
Staub und Dunst auf heißer Lunge —
Wildfang, sieh': schon halt ich dich!

Duften allzu schwül die Rosen?
Zärtlich Flüstern, schweigsam Rosen,
Herz an Herzen, Schlag um Schlag . . .
Was noch weiter? — Glück, o schweige!
Noch ging er nicht ganz zur Neige
Dieser Sonntag-Nachmittag . . .

Die Verstoßenen

Reicht den Verstoßenen den letzten Trank —
Ihr Fuß ist müde und ihr Herz ist krank . . .
Ihr bleibt daheim im stillen, warmen Haus —
Sie ziehn in Nacht, in Nacht und Sturm hinaus . . .

Auf Euren Lippen liegt Gebet zu Gott —
Auf ihren Trotz, Hohn, Mitleid, Haß und Spott . . .
Sie wollen fremde Liebe nicht, und doch —
Reicht ihnen einen Trank der Liebe noch . . .

Ihr müder Fuß und ihr erkranktes Herz . . .
Zu neuen Weiten und zu neuem Schmerz.
Wandern sie stumm, wie Herbstlaub, welches still
Zur Muttererde noch gelangen will . . .

Von Weltzwecken ist ihm Nichts bewußt,
Hinsterbend dient es neuer Werdenslust —
So wandern die Verstoßenen . . . letztem Trank
Der Liebe bieten sie den letzten Dank.

Sie wandern wie die Woge, die nicht weiß,
Stürzt sie in diesen sich, in jenen Kreis . . .

Sie wandern wie die Flamme, welche brennt,
Obwohl sie Licht nicht und nicht Wärme kennt . . .

Wie Woge und wie Flamme wandern sie —
Ihr Fluch: daß sie zum Ziel gelangen nie!
Ihr Segen? — Ihres harten Samens Frucht,
Ihn ernten Andere. — Sie — sind verflucht!

Die Gewohnheit

Ich bin ein Morgentraum, der schwer
Auf deinem Herzen liegt;
Ich bin ein Kuß, der liebeleer
An deinen Mund sich schmiegt.
Ich bin die Stimme deiner Zeit,
Und wie du dich empörst:
Ich bin's, auf die in Lust und Leid
Du stets als erste hörst.

Ich lenke dich mit leiser Hand.
Du ahnst nicht, wer ich bin.
Ich bin dir, die du nie gekannt,
Treuſte Begleiterin:
Du kennst die Wahrheit, doch du lügst
Und dein iſt meine Schuld;
Du liebst die Freiheit und du fügst
Dich feig — ich ſprach: Geduld.

Ich bin der Trägheit dumpfer Hauch,
Dein Wille liegt erſchlafft;

Ich sorge, daß aus altem Brauch
Kein neuer Ton dich rafft.
Ich nehme dich an meine Brust, —
Wenn schmerzlich auf du schreist —
Ich bin es, der du unbewußt
Dein bestes Leben weißt!

Freiheit

Es fragte mich heute dein bebender Mund, wer frei
denn sei?

Ich hob meine Hand zum Himmel und sagte: Die
Wolken sind frei,

Und frei ist der Wind, der die Weiten der Welt im
Fluge durchwühlt,

Und frei ist das Meer, das den schimmernden Strand
mit Küffen bespült.

Frei sind jene Bergeshäupter, die nie ein Fußtritt bog,
Und frei sind die ruhenden Wälder, die nie ein Ruf
durchflog —

Dort baut der Fuchs sein Nest, der Hirsch hebt sein
Geweih:

Natur — ihr glühendes Leben, ihr schweigender Tod,
sie sind frei!

Sprich, sahst du den Adler kreisen? Was lenkt seinen
ziellofen Flug?

Und sahst du ein Roß in der Wüste, das nie den Halfter
trug?

Bernahmst du mein Lied, mein stürmisches Lied, meinen
ersten und letzten Schrei? —
Das Meer und der Aar und der Wald, das Roß und
mein Lied, sie sind frei!

Dort spielt ein Kind am Ufer . . . die Barke durch-
schneidet den See . . .

Es küßt die Rose der Tau — was lächelst du trübe
und weh?

Ach, jetzt erst versteh ich die Frage, die Frage: wer frei
denn sei? —

Wir Loren, wir Knechte der Torheit, nur wir sind nicht
frei!

Der Zecher

Die Nacht lag in den letzten Zügen.

Da mit geheimem Überdruß
Kann von Vergnügen zu Vergnügen
Er — schauernd schmachkend nach Genuß,
Und schauernd Ruhe doch begehrend,
Die, wenn sie auf ihn niedersank,
Wie Flammenglut sein Hirn verzehrend,
Die Tropfen seines Markes trank.

Kein Glas vermochte ihn zu stürzen

Und keine Lippe zu erfreun —
Um diese lange Nacht zu kürzen
Muß er den längeren Tag bereun.
Erst als er jede Thür verschlossen
Und jedes Licht erloschen fand,
Hat er sich lässig und verdrossen
Mit schwanken Schritten heimgewandt.

Er steht in seinem engen Zimmer.

Er sieht — und Kälte ihn durchfließt —
Wie schon des Morgens fahler Schimmer
Die weißen Wände übergießt.

Er sieht — und seine Augen flimmern —
Von jener Wand herabgeneigt
Das Glas des Spiegels silbern schimmern,
Das ihm sein eigenes Antlitz zeigt.

Und von geheimer Angst getrieben,
Tritt näher er an ihn heran,
Zu sehn, was diese Nacht geschrieben
Auf seine Züge haben kann.
Dasteht er vor dem blanken Glase,
Reibt seine blasse Fläche rein,
Und höhnisch, angstvoll, in Ekstase
Spricht stammelnd er in sie hinein:

„Bist du es,“ spricht er, „der das Siegel
Von dem verborgenen Leben löst,
So zeige mir mein Abbild, Spiegel,
Das mich gebannt hält und erlöst!
Gebannt hält, wenn ich — wie vor Jahren —
Derselbe glaube noch zu sein;
Erlöst, wenn mir, was ich erfahren,
Erzählt dein flüchtiger Widerschein . . .“

Und lange schaut er, lange, lange
Wie in ein fremdes Angesicht,
Und als er endlich still und bange
Sich wandte, kannte er sich nicht:
Verwischt war, wie er einst gewesen,
Und ausgelöscht, was einst er war,
Er sah sich — lebend selbst verwesen,
Und sterben, was noch lebend war!

Und wildere Atemzüge heben

Die Brust: „Jetzt gilt es oder nie!

Jetzt gilt es sterben oder leben!

Leben?! Doch fragt mich nur nicht wie!

Dein eigenes Leben hast zerstört du,

Vergeudet deine letzte Kraft.

Nun ende, denn dir selbst gehörst du!

Beende eine ewige Haft!

Verfaule bei lebendigem Leibe,

Kraft-, hoffnungs-, ehr- und willenlos,

Verhöhnt vom Mann, verlacht vom Weibe,

Oder — beende kühn und groß!

Erprobe einmal noch den Willen,

Ihn, der sich schmäählich unterzwang,

Und gehe schweigend jenen stillen,

Unübersehbar weiten Gang! . . .“

Er wendet schwankend sich zum Tische.

„Gift! — daß ich ende!“ — Und er reicht

Nach einem Glas. Doch fühle Frische

Durch die erstorbenen Adern schleicht . . .

„Ist das der Trank nicht neuen Lebens?!

Er sollte Tod sein! — Geht mir, geht!

Des Todes Steuer löst vergebens

Bei dem ihr ein, der aufrecht steht!“ —

Er trinkt in langen, durstigen Zügen,

Und schenkt das Glas noch einmal voll.

Er hebt es, trinkt — „Weh allen Lügen!“

Und leert es, schwenkt es wahnsinnstoll:

„Dies leere Glas in deine Scheiben!
Zersplittere, falsches Wiederbild!!
Ich will, der stets ich war, auch bleiben,
Mir selbst mein Ziel, mir selbst mein Schild!

Ich lebte froher als die Andern,
Reicher ist Keiner, als ich bin!
Was kümmert mich ihr Ruhn und Wandern,
Der ich — ein — seliger — Trinker bin?! — —
Ich — la — che — —“ und hintüber fällt er.
Er röchelt: „Sieger — bin ich — doch! . . .“
In seinen starren Fingern hält er
Des Glases blutige Scherben noch.

Wiedergeburt

Ich lebe wieder! — Herauf aus den feuchten
und dunklen Gewässern der Tiefe stieg,
Herauf ich zu den strahlenden Leuchten
des Tages wieder . . . Mein ist der Sieg!
Fallt nieder, dunkle Trauergewänder,
und bade mich wieder, goldener Schein:
Ich überblicke wieder die Länder
des Lebens und sie sind wieder mein!

Sie waren gesunken, die goldenen Ziele . . .
Jetzt weiß ich: es gibt ein einziges nur.
Einst glaubte ich, ihrer seien so viele
und wechselte suchend Spur, Spur um Spur.
Die haben mich durch die Lande getragen.
Es war eine ruhlose Wanderfahrt,
Auf welcher dem ungestümen Fragen
doch die eine und selbe Antwort nur ward:

„Ergründe das Letzte: Wozu du geboren!“ —

„Wozu ich geboren? — Was quält ihr mich!
Ich weiß nur das Eine: daß ich verloren,
und daß doch zum — Glücke geboren auch ich!“

So schrie ich und ballte verzweifelnd die Hände.
Und die Jugend ging hin wie ein trostloser Tag.
Ich sah des staubigen Weges kein Ende,
An dem ich verschmachtet und durstend lag.

*

Da kam mir ein fremder Wanderer entgegen
und zeigte mir lächelnd ein heimliches Haus:
„Ich störte noch nie dich auf deinen Wegen,
nun ruhe du einmal bei mir auch aus . . .“
Dem Frieden, dem schönen, war ich begegnet.
Er gab seine Hand mir, ich nahm sie still,
Und wie sein Kuß mich berührt und gesegnet,
da sagte ich leise: „Hab Dank — ich will!“

Er hob mich empor und hat an die warme,
erschauernde Brust mich der Liebe gelegt.
Dann haben mich weiche, liebkosende Arme
beruhigt, gewiegt, gepflegt mich, gehegt
Bei Tag und bei Nacht — und immer und immer
ging über mich hin, ob ruhig, ob bang,
Aus Augen voll Treue ein seliger Schimmer.
So schritt ich die Tage des Sommers entlang . . .

Leis schwanken die Halme im Sommerwinde:
Ich sitze sinnend vor meinem Haus.
Ich höre das Lachen von meinem Kinde
und ich begehre kaum mehr hinaus.

Wie draußen die Wasser auch drohen und schäumen,
sie verwischen mir nicht meine sichere Furt . . .

In neuen Liedern, in alten Träumen
begeh ich das Fest meiner Wiedergeburt!

*

Ich lebe wieder: es ist ein Läuten,
ein Klingen, ein Singen in meinem Ohr . . .

Das will auch neue Freude bedeuten,
sie wagt sich schüchtern wieder hervor.

Nicht schwingt sie mich jubelnd in wirbelndem Tanze,
nicht schmeichelnd betört sie mir Herz und Sinn,

Doch wirft sie aus ihrem vollsten Kranze
zuweilen auch mir eine Blüte hin.

Ich lebe! — Noch liegt auf meinen Tagen
ein Glanz jenes Sommers: her schimmert es weit . . .

Ich höre zuweilen das jubelnde Schlagen
der Nachtigallen zur Winterzeit . . .

Ich lache zuweilen still und verstohlen:

Dann seh ich ein kleines, verschwiegenes Haus,
Mein wartendes Glück und mein Kind, wie ein Fohlen
so jung — und breite die Arme aus . . .

Ich lebe wieder! — Die Rüstung des Kriegers
erwarb ich: nun ist sie mir Schutz und Wehr.

Es ist nicht der laute Triumph des Siegers,
doch auch sein verzweifelttes Ringen nicht mehr.

Ernst steh ich und warte auf die Gefährten,
die Feder am Hut, das Schwert im Gurt:

Die Tage, die mir zu leben gewährten,
sie sind meine Wieder- und Wieder-Geburt!

Wandlung

Wie verändert ist nun Alles! —
So erschien die Welt mir nie!
Bahn und Hoffnung, meines Falles
Standen lange wartend sie.

Ihre wesenlosen Schatten
Lanzten um mich, rund und rund:
Mochten sie bei Tag sich gatten,
Lösten Nachts sie ihren Bund.

Doch die Tage sind vergangen
Und die Nächte sind verrauscht —
Meinem stürmischen Verlangen
Scheint die Welt wie ausgetauscht.

Und ich nehme es als Gnade,
Daß so reich mein Blick sie sieht.
Sonne scheint auf alle Pfade,
Die ein seliger Wanderer zieht . . .

Eine wundervolle Klarheit

Hat mir Leid und Lust durchhell't,
Und die Schätze ihrer Wahrheit
Beut mir die besiegte Welt.

Jeden höchsten Gipfel grüße

Ich — er schirmt mein Heimathaus.
Meine müden Wanderfüße
Ruhn auf vielen Schwellen aus . . .

Die Grenze des Wissens

1.

Weither kam ich, um zu sehen,
Wann sie endet, diese Welt.
Wo die letzten Häuser stehen
Schlug ich auf mein Wanderzelt.

So — entflohn dem Kampf der Sorgen —
Schlief ich ohne Träume ein,
Schlief, bis mich zur Lat der Morgen
Rief mit seinem goldenen Schein.

Fällte Balken zu vier Wänden,
Füllte jede Spalte aus —
Schnell empor aus meinen Händen
Wuchs der neuen Heimat Haus . . .

2.

So — als Wächter auf der Welten
Fernstem, äußerstem Gebiet,
Wo die Werte nicht mehr gelten,
Die Vergangenheit uns riet,

Stand ich wartend, um zu sehen,
Wer so weit, wie ich, sich wagt;
Wo die letzten Häuser stehen,
Ob noch Einer weiter fragt.

Meine Seele füllte Frieden:
Keiner wagt sich bis hierher!
Wem, als mir, ist dies beschieden?
Kein Lebendiger gleicht mir mehr!

3.

Wochen schwanden so und Monde.
In der Weiten schweigsam Rund,
Wo ich — mehr als einsam — thronte,
Drang kein Ruf aus Menschenmund.

Schroffe Felsen mir zur Seite,
Unter mir das tiefe Thal,
Vor mir grenzenlose Weite —
Wer sie mäße — nur einmal!

— Und ich wurde unzufrieden,
Da mich keine Stimme rief . . .
War es nicht ein träger Frieden,
In dem meine Seele schlief?

4.

Eines Morgens scholl ein Singen
Tief in meinen stillen Schlaf,
Das mich wie der Feindesklingen
Schärfe tief ins Innere traf.

In des Frühlichts greller Helle
Stand ein Jüngling. Festgeschuh't
Trat er hin vor meine Schwelle:
Wegbestäubt, doch wohlgemut.

„Woher du?“ — Ich frug's mit Schaudern.
„Aus der Nacht!“ — sprach ernsthaft er:
„Weiter muß ich ohne Zaudern.
Frag: wohin? — mich; nicht: woher? —“

5.

„Weiter willst du, junger Schwärmer,“
Rief ich schreiend, „o du Tor,
Der um keinen Glauben ärmer
Sich bis hierher schon verlor!“

Kette deine jungen Lenze!
Lenke rückwärts deinen Schritt!
Wisse, du stehst an der Grenze,
Die kein Fuß je überschritt! . . .“

Doch er höhnte: „Alter Knabe,
Dein Fuß kann nicht weitergehn.
Dich erdrückt des Dünkels Habe —
Komm mir nach! — Auf Wiedersehn!“

6.

Und ich stand, der Zimmer-Gleiche,
Seines Lachens lächelnd still:
Morgen finde ich die Leiche,
Wo ich sie nur finden will.

Aber es ward Tag und Morgen,
Es ward Abend, es ward Nacht.
— Wo hat ihn der Tod verborgen,
Der ihn doch hierher gebracht,

Daß ich sein Gebein nicht finden
Kann am blutigen Felsgezack? —
Will mein Blick wirklich erblinden?
Und mein Schiff, ward es zum Brack? —

7.

Ich verlasse Tag und Nacht nicht
Dieses engen Raums Revier,
Bis ich diese große Schlacht nicht
Sieghaft ausgekämpft in mir.

Das so lange mir zum Segen,
Nun zum Fluch ward mir dies Haus:
Rastlos gilt es sich zu regen —
Einer schon ist mir voraus . . .

Und so saß ich lange Tage
In des neuen Ziels Gewalt,
Löste Frage, Frage um Frage,
Siegte langsam und — ward alt!

8.

Als ich dann vor meine Schwelle
Trat, bereit zum Weitergehn,
Sah ich an der fernsten Stelle
Schon die neuen Hütten stehn,

Wo der kühne Flug der Falken
Vordem kaum sich hingewandt.
— In des eigenen Daches Balken
Warf ich da den Feuerbrand.

Lohend stand mein Haus in Flammen,
Als die Kuppe ich erreicht.
Hinter mir brach es zusammen,
Und ums Herz ward es mir leicht!

9.

Nie darfst du dir Hütten bauen
An der Erde fernsten Saum . . .
Ungeblendet gilt's zu schauen
Tiefer als der Ferne Raum.

Sinke heute müde nieder,
Aber stehe morgen auf . . .
Laß die ungelentken Glieder
Nie verlernen ihren Lauf!

Weiter, weiter! — Seliges Gehen,
Ohne jeden Ziels Gewähr!
Wo die letzten Häuser stehen,
Endet meine Welt nicht mehr . . .

Morgenfrühe

O silberne Morgenfrühe!
Ich habe nach ruhloser Nacht
Die Fracht gehäufster Mühe
In deinen Hafen gebracht.

Ich werfe beruhigt die Anker
In Wasser, kaum bewegt,
Über die mein Wunsch, mein schwanker,
Für heute sich schlafen legt . . .

Letztes Licht

Zwischen den zerrissenen Streifen
Blinkt ein liches Blau hervor.
Meine irren Sinne greifen
Zu dem fargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieben
Näher sich und näher — bald
Wird das letzte Licht zerrieben,
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zerteilt ein Streifen
Himmelsblau den Wolkenflor,
Und die irren Sinne greifen
Angstvoll zu dem Licht empor . . .

Schrei

Es verging, es verging keine Stunde in der Nacht,
Daß ich deiner, ferne Liebe, daß ich deiner nicht gedacht.
Jede Stunde, jede Stunde bin vom Schläfe ich erwacht,
Hab die Tore der Gedanken auf- und wieder zugemacht.

Wie mit Sehnsucht, wilder Sehnsucht, hast du meine
Brust erfüllt,
Daß sogar in diesem Dunkel dein Bild strahlend sich
enthüllt!
Nieder fiel der Trennung Schleier, doch der Schleier liegt
zerknüllt,
Aber hungrig ist mein Schmerz, der Löwe, der in Wüsten
brüllt! —

Es vergeht, es vergeht keine Nacht, nicht eine geht,
Daß dein Bild nicht leuchtend vor mir, leuchtend mir vor
Augen steht . . .
Jeder Atem meines Mundes ist ein Wunsch, der dich
erfleht —
Warum ist dein Fuß so lässig, und so glühend mein
Gebet?!

Mein Gebet, mein Gebet, daß du länger nicht mehr weilst,
Diese schwarzen Nächte mit dem Lichte deines Lächelns
teilst,

Dieser Stunden blutige Kette, diesen Kettenring zerfeilst,
Meine Sehnsucht, die mich tötet, meine Sehnsucht endlich
heilst!

Im Zimmer unter mir . . .

Ich höre das Stöhnen des Kranken allnächtlich unter
mir,

Und meine Gedanken schwanken allnächtlich zu ihm von
dir . . .

Ich seh einen Toten, noch lebend; ich sehe ihn röchelnd
sich mühn,

Und schmerzlich selbst erbebend bin ich im Geiste um
ihn . . .

Verzeih mir, du meine Liebe, daß mein Gedanke bei
Nacht,

Dir untreu wird, der trübe, doch du hast selbst die
Schlacht

In mir heraufbeschworen — ja wärest du immer mein,
Du hättest sie nie verloren, es wär' auch der letzte noch
dein!

Sieh, du hast mich entlassen heute Abend wie so oft . . .

Ich müßte dich glühend hassen, weil ich so heiß gehofft
Heut Nacht in deinen Armen zu ruhn eine kurze
Frist —

Doch du bist ohne Erbarmen, weil ohne Liebe du
bist! —

Horch, wie er stöhnt und röchelt, wie sein Odem faucht
und pfeift,
Dem keine Hoffnung lächelt! — Ich fühle, wie mich
ergreift
Plötzlich des Todes Schauer: auch ich bin wie dieser
Mann,
Der in endloser Trauer nicht leben und sterben kann.

Auch ich, ich liege seit Wochen auf einem einsamen
Pfehl,
Mein Herz ist schon gebrochen, nur für dich nicht sein
Gefühl,
Und wenn je dein Gedanke, nur einer, sich um mich regt,
Es ist, als ob deine schlanke Hand still sich über mich
legt . . .

Ich weiß: bald werde ich sterben, es ist nicht allzu schwer!
Wann wirst du mich ganz verderben — sprich es aus,
ich begehre nicht mehr! . . .
Ich warte und lausche dem Kranken, der stöhnend unter
mir
Hinstirbt und meine Gedanken, sie ziehen zu ihm von
dir! . . .

Ausklang

Träume meiner Jugendtage,
Halb zerweht in eitle Klage,
Halb ein freudiges Beginnen —
Lachend sah ich euch zerrinnen.

Früh gereift . . . mit kühlem Blicke
Lenkend eigenste Geschicke,
Steh ich, noch im Jugend-Lenze,
Auf des Wissens letzter Grenze.

Ich kann Beides: ich kann enden,
Kann: was ich begann, vollenden.
Vor mir liegt ein freies Leben,
Dem ich selbst erst Wert gegeben.

Aber in mir starb, was schüchtern
Einst auf Andere sah, und nüchtern
Ward ich, seit mein bestes Lieben
Ich im Strome sah zerfließen.

Wie mein Lieben, sah mein Hassen
Ich im Lebenskampf erblässen.
Kalt sah ich die Andern lügen,
Und ich kann mich nicht betrügen.

Nur der eigene Wille lenkt mich.
Und kein Wünschen ferner drängt mich
Zu den schwachen blöden Schaaren,
Die mir einst Begleiter waren.

Ich kann enden, kann vollenden —
Immer in den eigenen Händen
Wird mein Glück und Unglück liegen,
Und kein Schicksal wird es biegen!

Ein Erwachen

Wieder hat ein Morgen sich erhoben;
Wieder ist der Träume Schwarm zerstoßen —
Alles wieder, wie es gestern war!
Aber wie sie stumm vorüberziehen,
Wie sie schweben, schwanken, schwinden, fliehen,
Löst sich los ein Traum aus ihrer Schaar.

Und er gaukelt vor den wachen Sinnen.
Und ich bange: was wird er beginnen?
Wird er immer näher mich umziehen?
Wird ihn nicht die kühle Morgenhelle
Treiben von des müden Herzens Schwelle?
Wird er bleiben? Wird auch er entfliehen?

Will die Mutter Nacht ihr Kind mir lassen?
Ach, ich kann das lustige nicht fassen,
Und ich habe nicht nach ihm verlangt.
Nimm es fort — so wie du einst die Stunden,
Da es sich zuerst zu mir gefunden,
Mit dir nahmst, vor denen mir noch bangt.

Alles starb! — Was will ein Traum noch leben?
Um dem Schmerze neue Kraft zu geben!

Besser, auch das letzte Denken stirbt!
Wie die Blume stirbt, wenn sie verblühte,
Wie Begeisterung stirbt, wenn sie verglühte,
Sterbe dieser Traum, der um mich wirbt!

Er vermag dies Herz aus seinem Schweigen
Nicht zu rütteln — mag er ihm auch zeigen
Tage — Nächte, die vergangen sind.
Tage, wo die Leidenschaft mich stählte,
Nächte, wo die Liebe mich vermählte —
Mutter Nacht, nimm hin dein dreistes Kind!

Denn es wird mir lästig! — Überschritten
Habe ich das Leben, und gelitten
Habe ich — da frommt kein Träumen mehr.
In die Welt warf ich mein freies Denken.
Willst du mich aus meinen Bahnen lenken,
Sende stärkere Kämpfer zu mir her!

Die Vergangenheit bezwingt mich nimmer,
Und Erinnerung mit ihrem Schimmer
Zeigt mir neu des Lebens Tiefen nur.
Wozu nutzlos in die dunklen tauchen?
Wozu Worte in die Lüfte hauchen,
Die im Äther lassen keine Spur?

Und der Traum zerweht — — — — —
— — — — — Da plötzlich langen
Fühle ich nach mir die Sehnsucht . . . Bangen

Um das Längstverlorene pakt mich an.
Wollte ich mit kühlen, starren Lügen
Eben nicht mein armes Herz betrügen?
Und zerstören einen süßen Bann?

Was mich eben mitleidvoll umwoben
Stieß ich von mir — und nun ist zerstoßen
Auch das Glück mit dieser Träume Schaar . . .
Und der ganze Jammer faßt mich wieder —
Und ich stürze weh aufschreiend nieder — —
Alles wieder, wie es gestern war!

Ruhe

Auf weiche Polster, in des Waldes Moosen,
Auf deiner jungen Brust erblühte Rosen
Hab ich nach fast vergessener Tage Sorgen
mein Haupt geborgen.

Es kam ein Tag nach den durchhärmtten Tagen,
Der ließ mich mehr, als je ein anderer, tragen:
Verzweiflung kam, die ich mit meinem Willen
nicht konnte stillen.

Da beugte ich die Stirn. Und langsam sank sie
Auf meine röchelnde Brust. Und dürstend trank sie
Den Schweiß der Mühe. — Und in großem Frieden
bin ich geschieden . . .

Kommt er?

Kennt ihr jene Stunden, wo der Frieden euch verläßt,
Wo die Angst das Herz euch mit Eisennägeln umpreßt?
Düster glimmt das Auge — keine Träne näßt
Eure Lider —: daß ihr mir diese Stunden nicht vergeßt!

Hundertmal entschlummert und hundertmal entfacht
Ist in diesen Stunden in euch ein Schmerz erwacht.
Keinen Namen trägt er. Von jedem Menschen verlacht
Ruft er dennoch jeden aus dem Schlaf zur Nacht.

Nicht, daß er euch tötet — dieser Schmerz: glaubt nicht,
Daß er wie der Sturmwind eure Leben bricht.
Nicht wie Schuld und Reue geht er mit euch ins Gericht,
Doch er grub, er grub euch die Falten ins Gesicht.

Er war's, der zum Feigling manchen Starken geknickt;
Der eurer Lachen gemordet, wenn er euch angeblickt —
Schweigend kam er, ging er — wer hat nach ihm geschickt?
Kommt er schon? — — Da ist er! Seht ihr, wie er nickt? . . .

Warnung

Mein ist noch eine letzte Stunde,
Bevor der Atem mir versagt.
Weh dem, der an die offene Wunde
Mit plumper Hand zu rühren wagt.

Weh ihm, denn ein Verzweifelter streitet
Um dieses Glückes letzten Glanz,
Das über mich sein Licht gebreitet
Nach leerer Tage wildem Tanz.

Weh dem, der dieses Glück zu stören,
— Mein letztes Glück — zu stören wagt —:
Er wird ein totes Herz empfinden,
Das starb, doch niemals ganz entsagt!

Fluch

Es liegt ein Fluch in dem Verengen.

Die Wände, da du länger weilst,
Sie scheinen näher sich zu drängen.

Wie kühn du auch nach außen teilst

Der Seele Fluten — immer, immer

Beredet dich ein Drang, zu ruhn . . .

Der Sonne Glanz — er wird zum Schimmer!

Es wird zum Wollen nur — dein Tun!

Die Syringen

Nun blühen die Syringen
Vor meinem Fenster; es singen
Die Nachtigallen — es ist
Nun plötzlich Frühling geworden.
Ich sinne: an welchen Borden
Weißt du zu dieser Frist?

Ich muß in diesen Nächten
Mit meinem Schicksal rechten,
Das mich dir ferne hält.
Denn stark in diesen Tagen
Durchbebt nach Liebe ein Fragen
Die sonnendurstige Welt.

Wie waren in vorigen Jahren
So schön die Nächte: da waren
Im Frühling beisammen wir.
Wie ist das anders geworden!
Ich sinne: an welchen Borden
Weißt nun du — ferne mir?

Es ist so still . . .

Es ist so still . . . Nur meiner Lampe Knistern,
Und vor dem Fenster die ruhlose Flut,
Und an den Wänden hin ein seltsam Flüstern,
Und meines Herzens Schlag, der nimmer ruht.

Und dann des Mondes webendes Gestimmer,
Und der Geliebten leiser, zarter Gang
Tönt mir herüber aus dem Nebenzimmer,
Und ihr melodischer, süßer Gesang . . .

Somit Alles still . . .

Die Schleier

Immer dunkler deine Lieder? —
Ja. Es kehrt zum Abstieg nieder,
Was misachtet-unverstanden,
Lag in jahreschweren Banden.
All die Klugen und die Kalten
Möchte ich zu Narren halten.
Meine Schleier will ich hissen
Über sie, die Alles wissen.
In geheimnisvolle Tiefen
Stimmen nach, die lockend riefen,
Die sie klagend-süß umhauchen
Will ich ihre Klugheit tauchen . . .

Mörder

Mörder, mein Wort umschleicht dich! — Wende
mir

Dein Antlitz zu, dein fahles Angesicht.

Tritt vor mich hin ins freie Sonnenlicht,

Und wage noch zu lachen! — Sieh mich an:

Du, der bisher der Strafe scheu entrann,

Mörder, mein Schwert erreicht dich!

Mörder, hebe die Klinge! Kreuze sie!

Mit der Unschuldigen Blut ist sie befleckt.

Du zitterst, du erbleichst? — Ja, nach Dir streckt

Sich heute meine Hand — sie will dein Blut.

Ich ruhe nicht, bis ich dich — fasse Mut! —

Mörder, zum Kniefall zwinge!

Mörder, die Welten schweigen! Auf uns Zwei

Sind Aller Blicke zitternd hingewandt.

Die Sonne glüht auf das gequälte Land.

Auf! Zwischen uns nun kämpft der Kampf sich
aus!

Ich will der Welt in Nacht- und Sturmgebraus,
Mörder, ein Beispiel zeigen!

Mörder, dreimal dir Wehe! — Dort nun liegst
Besiegt du von dem stärkeren Schwert des Lichts!
Ich schwang es, und vor mir wardst du zu Nichts!
Mörder, mein Mund spricht über dich Gericht —
Er rächt und rechnet nicht — er lacht und spricht:
Mörder, steh auf und — gehe!

Ich muß wieder fliegen! . . .

Ich muß wieder fliegen! — Ich muß wieder fliegen!

Ich trag's nicht mehr! —

Süß redet die Ferne von Kämpfen und Siegen —

Mein Herz schlägt schwer . . .

Ich darf meine Tage nicht mehr verhüllen

In diesem Staub.

Ich muß in die Ferne, um sie zu füllen

Mit neuem Raub.

Es rief mit der Stimme der Kraft ein Rufer

Mich lang und laut:

Ich sehe neue und herrliche Ufer,

Von Licht betaut;

Ich sehe Gebirge, groß, gewaltig,

Der Adler Hort,

Und Städte seh ich: wie fremdgestaltig

Die Menschen dort!

Schon bin ich der jugendkräftige Schwimmer,

Der sie beschritt,

Schon bin ich der Kühnen kühner Erklimmer,

Der sie erstritt.

Schon in die gaukelnden, schwirrenden Massen
Hineingetaucht,
Hab ohne Lieben und ohne Hassen
Ich sie verbraucht! . . .

Ich fliege wieder! — Ich fliege wieder! —
Die Ferne fällt!
Mein sind unzählige neue Lieder!
Mein ist die Welt! — —

Heim schwankt im Herbst die Wagen, beladen
Mit neuer Frucht.
So kehre ich heim zu meinen Gestaden,
In diese Bucht,
Wo ich nun still vor Anker legen
Die Frachten will . . .
Befreit von Last, beschwert von Segen
Seh ich der Winternacht entgegen.
Mein Herz schlägt still.

Der letzte Tag

Geh stiller, meines Herzens Schlag,
Und schließt euch, alle meine Wunden —
Denn heute ist mein letzter Tag,
Und dies sind seine letzten Stunden! . . .

*

Verstumme, Klägerischer Mund!
Beschwichtige dich, Rebell, Gedanke!
Ich schließe heute einen Bund,
Der setzt euch Beiden eine Schranke.

Jawohl, Empörer, es ist aus!
Die Kraft, die euch erhielt, verdorrte —
Wie bald, und leer steht euer Haus!
Schon schloß sich seine morsche Pforte . . .

*

Was willst du, Leben, noch von mir?
Sieh, deine Macht hat sich verloren.
Ich sage lächelnd Abschied dir,
Mich hat dein Sieger auserkoren.

Schon steht er wartend. Und er reißt
Von meiner Lippe deinen Becher.

Dort flirrt er hin — in Trümmern gleißt
Sein Glanz nur dem bestohlenen Zecher.

Der lehnt die kalte Stirn zurück . . .
Und in die ungeheuren Welten
Sieht er mit einem letzten Blick,
Dem alle Mächte sich erhelten! —

*

Mir wird kein letzter Wunsch gewährt,
Nichts lindert diese letzten Leiden . . .

Roh wird der Becher ausgeleert —
Noch sterbend muß ich mich bescheiden.

Doch dürste ich den letzten Tag
Mit einem letzten Wunsche füllen,
So möge mir sein hastiger Schlag
Noch einmal dieses Bild enthüllen:

Es war ein durstiger Sonnentag,
Doch Herbst schon. Hoch im Nebgelände,
Von wo das Auge schauen mag
Weit in die Welt, weit — ohne Ende — —

Dort lagen wir, dicht Brust an Brust . . .
In Sehnsucht Jahrelang geschieden
Und ihrer Kraft noch unbewußt,
Fand unsere Liebe hier den Frieden.

Du schwiegst — ich schwieg . . . Dann sprach ich leis,
Und sprach von Allem, was ich dachte . . .
Herz wurde mir und Wange heiß . . .
Es küßte mich dein Mund und lachte . . .

Und langsam losch des Tages Schein —
Wir sahn des Stromes stilles Fließen . . .
Ich starb in Glück — und du wardst mein,
Mein in berauschemdem Genießen! — —

*

Geh stiller meines Herzens Schlag!
Und schließt euch: alle meine Wunden,
Denn heute ist mein letzter Tag,
Und dies — sind seine letzten Stunden!

Am neuen Ufer

1.

Lange stand am schwanken Bug ich
Meines Lebensschiffes. Leer
War die Weite . . . Nicht ertrug ich
Dieses wehe Warten mehr.

Um mich mit den Flügeln schlug ich.
Übers grenzenlose Meer
Meine letzte Hoffnung trug ich
Hier zu diesem Ufer her.

2.

Senke deine Flügel nieder,
Die der weiche Wind beschwingt:
Hier beginnt der Reigen wieder,
Den die große Freude schlingt.

Neue Ufer, neue Lieder! —

Wem der Flug hierher gelingt,
Laucht sein wegemüd Gefieder
In den Quell, der hier entspringt.

3.

Das sind wunderbare Töne,
Die, von Jugendlust geschwellt,
Aus der Brust der Freiheits-Söhne
Krauschen durch das weite Feld!

Brauset! — Eurer Klang versöhne
Mich mit dieser feilen Welt!
Unerreicht ist eure Schöne —
Hier errichte ich mein Zelt.

4.

Und die Freude schlang den Reigen,
Schlang um Mann ihn, Weib und Kind;
Und es flüsteren die Geigen
Mit dem lauen Sommerwind.

Lange saß ich so. Und steigen
Sah ich Flut und Lust. Geschwind:
Lebe! — Bald beginnt das Schweigen,
Dem kein Sterblicher entrinnt . . .

Während der Nacht

Mit wunderbaren Gebilden,
in dämmernde Schleier gehüllt,
ward jäh in nächtigen Gefilden
mein Blick erfüllt.

Es ging von diesen Gestalten
(— als suchten ihr Heimat-Haus,
die rastlos weiter wallten —)
der Friede aus.

Nichts war zu unterscheiden,
und recht zu deuten Nichts,
doch kam in tiefes Leiden
ein Strahl des Lichts.

Auch wer sie waren, fragte
ich nicht —: sie waren mein,
und der um Schlummer klagte,
nicht mehr allein!

„Bevölkert alle Nächte,
wo Gram nicht schlafen läßt!“
Rief ich, und hob die Rechte,
zu halten fei,

Was um mich schwamm und schwebte,
was drängend und stumm sich stieß,
was sich zu trennen strebte,
und doch nicht ließ! . . .

— Und Alles war vorüber
gezogen, und Alles schwieg,
als schwer ein Tag, ein trüber,
der Nacht entstieg.

Nächtlicher Kampf

Flammend in der Nächte Dunkeln
Fiel ein Stern. In diese Nacht,
Die beehrte, reicht mit Funkeln
Keines Sternes scheue Pracht.
Wer den Pfad der Einsamkeit sich
In erlahmtem Mut gesucht,
— Einmal nur! — um den dehnt weit sich
Nacht, die täglich er verflucht.

In die Höhe ich mich richte,
Denn unmöglich scheint mir nicht,
Daß in diese allem Lichte
Abgewandte Nacht er bricht:
Jener Strahl, dem meine ganze
Lebens-Leidenschaft gehört,
Die mit ihrer Flammenlanze
Meines Himmels Nacht zerstört.

Und mit jugendkühnen Händen
Werfe Alles, was ich an
Den schon halb gelcerten Geländen
Der Erinnerung pflücken kann,

Hin, um dieses große Schweigen
Einer nackten, leeren Nacht
Kraftvoll niederwärts zu neigen
Zu dem Tag, der bald erwacht:

Eine Stunde, wo zum ersten
Male mich ein Mund geküßt!
Eine andere (— meiner leersten —),
Wo ein Leben ich versüßt!
Eine dritte, wo allein ich
Die Unendlichkeit durchdacht!
Eine vierte, die beim Wein ich
Wild im Freundeskreis durchlacht! —

... Fällt in dieser Nächte Dunkeln
Noch kein Stern? Genügt es nicht
Daß ich vier der Stunden funkeln
Ließ in hellem Jugendlicht?! —
Weiter grübele! Oder siegend
Mordet dich die dunkle Nacht.
Raffe auf dich! Sie bekriegend
Wage eine letzte Schlacht!

Und beschämt und still begann ich:
Als noch jung und stark ich war,
Fand ich selbst mich und durchrann ich
Selbstvergessend Jahr um Jahr.
Wollte zu dem Nie-Gewollten
Reichen — rang — gewann — und sie
Waren es, die Dank mir zollten! —
Glücklich, glücklich war ich nie! . . .

. . . Und die leeren Himmel schwiegen.
Dunkel lag die stille Nacht.
Nicht ein Sternbild sprach von Siegen.
— Warum weiter ich gedacht?
Weil ich diesem frechen Schweigen
Nicht mich sklavisch beugen will,
Halte in dem wirren Reigen
Meiner Tage jäh ich still!

Auch ich schweige. Und die Stunden
Nehmen ruhig ihren Lauf. —
Da, verblutend an den Wunden,
Schrie ich voll Verzweiflung auf:
Mein, der nächste Morgen soll mich
Als Besiegten nimmer sehn —
Schulde dieser Nacht noch Zoll ich?
Ich bezahle! Laßt mich gehn!

Nicht genügend! Ringsum Nacht noch.
Wieder hebe hoch ich mich:
Bin hinab zum tiefsten Schacht doch
Dieses Seins gestiegen ich,
Hab an Menschen, Gott und Göttern
Doch gerüttelt ohne Ruh —
Freche Nacht, an Todes-Spöttern,
Nie besiegt, stirbst auch du!

Und mit neuen Kräften hebe
Ich mich adlergleich empor:
Ob ich sterbe, ob ich lebe,
Ist mir gleich. Ob ich verlor,

Ob gewann, das will ich wissen!
Und mit einem letzten Blick
Schaue auf ich: dort zerrissen
Liegt die Nacht! O Augenblick —

Bist du mein? — Ich bin der Sieger! —
Hellt ein Stern dort nicht die Nacht?!
Nein, ein neuer, frischer Krieger
Stürzt in die entschiedene Schlacht:
Statt der Nacht tritt nun der Morgen
In erneuter Rüstung hin,
Dem ich — gegen seine Sorgen
Wehrlos — unterlegen bin!

An den Ufern

1.

Die Frage

Ihr, welche ihr in Freiheit lebt,
Erwachte, welche geschlafen,
Die ihr am Ziel, das ihr erstrebt,
Was wißt ihr von uns, den Sklaven?

Nichts! — Doch ihr kennt den langen Pfad,
Den Pfad über Gräfte und Klüfte,
Den einst auch euer Fuß betrat,
Den ihr geht mit erlahmender Hüfte.

Und wir, was wissen wir von euch,
Den Großen, den Erhabenen —
Ihr seid den großen Toten gleich,
Den Gestorbenen, den Begrabenen.

— So wallen die Wahrheit-Sucher, wir,
Der Zukunft erliegende Beute:
Wir kennen ein Dort nur, nicht ein Hier;
Ein Morgen nur, nie ein Heute!

Doch wir fragen euch. Gebt Antwort nun:

„Wie seid ihr so groß geworden?
Woher euer Lächeln? Woher euer Ruhn
An heimatlicheren Borden? . . .“

2.

Die Antwort

Ihr fragt uns. Euer wilder Schrei
Erreicht uns noch, die Lebenden.
Wir sind nicht tot. Wir sind die frei
Und lächelnd Antwort Gebenden.

Was sucht ihr ein Ziel? Es gibt kein Ziel,
Das über euch leuchtete — in euch
Ruht, was Natur euch lieb zum Spiel.
Was gebt ihr dem Wahne hin euch?

Er treibt euch peitschend von Tag zu Tag,
Er läßt euch nicht ruhen, nicht rasten,
Er hemmt eures Herzens freudigen Schlag,
Und das Glück verscheucht euer Hasten.

Besinnt euch auf euch selbst! — Kehrt ein
Bei euch selbst in verschwiegener Stunde! —
Ruht! — Festigt euch! — Wieder dann schmeckt der Wein,
Der Ruß von geliebtem Munde.

Was wollt ihr von uns? — Ihr nennt uns groß

Wir wissen es nicht. Wir — leben.

Wir wollen nicht mehr aus der Zukunft Schooß

Unerreichbare Güter heben.

Was fragt ihr uns? — Euer Fragen ist leer.

Es vermag uns nicht mehr zu rühren.

Ihr seid am Ziel! — Was wollt ihr noch mehr?

Wer vermöchte euch weiter zu führen?!

Rastlosigkeit

1.

Umgebt mich mit der Liebe Flitter,
Umrauscht mein Ohr mit Harmonie,
Reicht mir zum Bau des Glücks die Splitter
Der Hilfe — ich entrinne nie!

Ebnet die Wege, die ich schreite,
Hebt alle Schatten fort vom Licht,
Tretet vor meinem Schmerz beiseite,
Verneigt euch — ich entrinne nicht!

Umranke mich mit der grünen Krone
Des Ruhms, mit goldener Freude mich,
Gebt neues Leben mir zum Lohne
Für altes — nicht entrinne ich!

Nich hat die Einsamkeit gezeichnet!
Ich fühle kühl sie mich umwehn —
Wer sich der großen Göttin eignet
Muß wandern, oder — untergehn!

2.

Mag ich das deutsche Land durchschweifen,
Im Nebelrauch der Themse stehn,
Der Urgebirge Schlünde streifen,
Am Strande meiner Heimat gehn;

Mag mich des Meeres Nacken tragen
Dorthin, wo Leid in Lust vertauscht —
In unauffindbar-fernen Tagen
Ward Wiege mir und Grab vertauscht!

Erst, wenn das letzte Blut der Venen
Die Schwelle meines Todes neigt,
Ist von mir in dem Thal der Tränen
Der Ruhe blutiges Mal erhebt . . .

3.

Paris! — du Pfuhl, betaut mit Rosen,
Du Stadt der ewigen Communards,
Wie heimisch klingt dein wirres Losen!
Wie strahlen deine Boulevards!

Wer doch in dir den Frieden fände!
Den Frieden, den der Geist ersehnt,
Der müde sich ans Fruchtgelände
Des überreichen Lebens lehnt —

Es ist versagt! Ich wende zaudernd
Mich ab. Leb wohl auch du, Paris!
Wohin nun? — Ich betaste schauernd
Die Ferne, die ich kaum verließ . . .

— Mich hat die Einsamkeit gezeichnet!
Sie wird mich überall erspähn.
Wer sich der großen Göttin eignet,
Muß siegen, oder — untergehn.

Nur eine Rettung: ewiges Wandern,
Zu wechseln rastlos Weg und Ziel,
Zu fliehn von einer Brust zur andern . . .
Leb wohl, du Glück, das mir nicht fiel.

Durst

1.

Die Nacht beginnt. Die letzten Klänge
Des Tags verhallen. Letztes Licht
Lockt aus armseligem Gedränge
Des Tages meinen Frieden nicht.

Es sinkt verwelkt die letzte Rose
Von meines Glücks erschlaffter Brust,
Und sterbend trinkt die heimatlose
Am Tau der Nacht sich letzte Lust.

Die Nacht begann. Was ich begehrte
Von diesem Tag, hat er verwehrt:
Er reicht den Kelch mir, den er leerte —
Ich dürste. Doch er ist geleert.

2.

Was soll mir noch sein goldenes Glänzen?
Trank meine Jugend ihn nicht leer? —
Ich kann ihn nicht mit Rosen kränzen —
Ich habe keine Rosen mehr.

Ich habe Nichts, um ihn zu füllen —
Aus diesem Sonnenhimmel fällt
Kein Glück mehr nieder, zu verhüllen
Die Leere meiner armen Welt.

Wohl reicht des Wunsches letztes Flammen
Zu seinem lustigen Meer hinauf,
Doch über mir schlägt es zusammen
Und Nacht nimmt den Verstoßenen auf . . .

3.

Ich schmiege mich mit leisem Zittern
An deine dunkle Brust, o Nacht:
Nur Ruhe will noch, wer den bitteren
Kampfspreis errang in wilder Schlacht.

Die Rosen deiner Sterne streust du
Verschwenderisch nieder auf mein Haar,
Die weißen Rosen . . . Nacht, erfreust du
Ihn, welcher niemals dankbar war?

Ich trinke mit erblaßtem Munde,
Sind es die letzten Züge doch:
Ja, Nacht, du heiltest meine Wunde,
Wenn — ich an Heilung glaubte noch!

Um Mitternacht

Jetzt, in dieser Mitternacht,
Wo des Tages Stimmen schweigen,
Kommst noch einmal, Freude, du,
Mir dein schönes Haupt zu zeigen.

Weißt mit reizender Gebärde
Auf ein wundervolles Licht:
Dir gehört die schöne Erde
Und du, Tor, genießt sie nicht . . .

Lerne, lerne zu genießen,
Jede Freude lerne du,
Denn des Lebens Tage fließen
Ruhlos deinem Tode zu! —

— Jetzt, in dieser Mitternacht,
Mit den trügerischen Zügen
Kommst noch einmal, Freude, du,
Mich wie immer zu belügen!

Jugend-Wanderung

Ich ging bis dorthin, wo das Thal sich schloß.
Wo wild ein Waldbach von der Höhe schoß,
 Des Rauschen von den Felsen wieder
Wie Echo klang, dort, wo die laute Welt
In einen bodenlosen Abgrund fällt,
 Sank müde ich und mutlos nieder.

Ich wanderte zehn Jahre bis hierher.
Ich habe keinen Mut zum Wandern mehr.
 Hier will ich rasten, ruhen, träumen, schlafen!
Was mit mir werden will, ich weiß es nicht.
Die Nacht mag kommen, kommen mag das Licht,
 Mich stört es nicht. Ich bin im Hafen.

Denn während meiner Jugend-Wanderung
Verlor die Kraft mein Fuß, mein Geist den Schwung,
 Mein Herz ist kühl und starr geworden.
Das Glück der Menschheit — o du Stern, der fiel,
Wie lange lockst du uns als höchstes Ziel,
 Um unserer Augen Licht zu morden?!

Nicht ruhen wollte ich, bis es erreicht.
Darüber ging die Jugend. Und es schleicht
 Durch mein zerstörtes Hirn ein Grauen.

Ich bin gewandert: wie der Hirsch, gehetzt
Von willenloser Angst, zweifelzerfetzt —
Nein, Nichts begehrt ich mehr zu schauen!

Nur ruhen will ich, nur so lange ruhn,
Bis ich vergaß mein töricht-kindisches Tun,
Bis Alles mir vorüberzog, vorüber . . .
Und so der Niesenwelt von Eis und Stein
— Der Größe selbst, nicht nur der Größe Schein —
Steh wortlos ich und furchtlos gegenüber . . .

Ob Jahre oder Tage schweigend gehn,
Ich fühl es nicht. Den Zeiger nicht zu sehn
Der Zeit begehrt ich — mag sie schwinden!
Wenn sich nach allzu wilder Tage Hast
Göß in mein Herz des Friedens süße Raß,
Wohl! — mag mein Auge, mag mein Geist erblinden!

Letzte Flucht

Nun nimmt mein Geist die alten Flügel . . .

Der Frieden kam mir mit der Nacht.

Noch ist mit seiner alten Lüge

Der neue Tag mir nicht erwacht.

Du schläfst. Es klirrt nicht mehr die Kette,

Die dich und mich zusammenzwingt.

Ich stahl mich fort von deinem Bette,

Wo mich dein weicher Arm umschlingt,

Wo mich der Atem deiner Treue

Mit sprachlos-süßem Hauch betört,

Daß es mein müder Geist aufs Neue

Vergißt, wie er sich selbst gehört,

Und Morgen mit dir weiter gaukelt

Bis dorthin, wo in stiller Bucht

Der lecke Kahn des Charon schaukelt,

Bereit für uns zur letzten Flucht.

Stirb!

Stirb! die Rosen blühen
im nächsten Sommer auch ohne dich . . .

Stirb! die Sterne glühen,
auch wenn von ihnen dein Auge wich . . .

Stirb! Es küßt die Geliebte
morgen schon, morgen ein fremder Mund . . .

Stirb! Was dich freute und was dich betrühte,
— Stirb! — es wird auch den Anderen kund . . .

Wechsel

Ich seh den Morgen steigen aus der Gruft
Der Nacht, und seh die Nächte niederfallen —
Ein Sonnenkind, das lebenheischend ruft
Die Eltern, welche alternd weiterwallen.

Ich seh dies ewige Finden, ewige Fliehn
Nicht mehr mit den erstaunten, blinden Blicken
Des Kindes jetzt: was unbesiegbar schien,
Sah ich erliegen feindlichen Geschicken.

Es stürzt die Eiche in der Nacht der Sturm.
Sie wuchs empor im Ebenmaaß der Stunden,
Und doch: sie unterliegt dem Mörder Wurm,
Erst wenn Jahrhunderte sie überwunden.

Ich sah, was dalag in erstarrtem Tod,
Aufstehn zu neuem, ungeahntem Leben.
Aus Fäulnis und Verwesung, Angst und Not
Mit letzter Kraft gebrochene Kraft sich heben.

Der Funke, welcher schon verloschen war,
Glimmt weiter gleich unsterblichen Gedanken.
Der Letzte in der kampfgeweihten Schaar
Wird Erster, wenn die Anderen sterbend sanken.

Es lebt der Eine; und der Andere stirbt.
Mein Glück dein Unglück; Fluch für mich dein
Segen.

Ich schweige. Doch mein bleicher Mund um-
wirbt
Das Glück mit dieses Herzens hastigen Schlägen.

Wiederkehr

— Und lange hab ich dort gestanden.
Und ich vernahm des Windes Branden
 Wie Flügelschlag am Fensterholz.
Es lag die Stadt in Wetterwogen.
Um Dach und Wände, Tür und Bogen
 Glomm Dämmerchein seit langen Stunden.
Und wieder klappten alte Wunden,
 Und mit der Zukunft rang mein Stolz.

„Wie sie aus jedem Winkel tauchen,
Wie jedes Wort des Fluchs sie hauchen
 In das vom Schlaf gelockte Ohr!
Kommt denn noch immer nicht der Morgen,
Um mir das alte Glück zu borgen,
 Das ich — in windstill-frohen Jahren
 Genossen in der Frohen Schaaren —
 Zum andern Male jetzt verlor?!“

Nichts als des Windes heulend Hallen!
Uns Fensterkreuz den Vorhang wallen
 Fühlt ich in zitternd-bangem Spiel.
Beiseite! — Ich will sehen! — sehen!!
Will in die dunkle Tiefe spähen,

Und in der aufgeregten Ferne,
Beim Licht der atemlosen Sterne,
Den Dämon schauen, der dort — fiel? —

Und in das Meer des Dunkels starrend,
Und schauernd, furchtgefesselt, harrend,
Ich Stunde dort auf Stunde stand.
Längst war der Sturmgesang verklungen,
Längst hatte Nacht das Licht verschlungen,
Längst meiner Blicke trüben Schimmer,
Längst — und ich stand, und stand noch immer
An des vermorschten Fensters Rand.

Nun wieder Nacht! — Und eben glaubte
Ich noch durch Trübnis, durch bestaubte,
Durch immer gleicher Tage Schlag,
Durch allen Wust des Angelernten,
Durch Erdenräume, die entfernten,
Die eine Stimme zu vernehmen,
Die Wahrheit spricht — und da —: beschämen
Will wieder mich der freche Tag.

Doch hab ich lange dort gestanden.
Noch als verhallt der Seele Branden
Stand dort ich — gram- und scheudurchbebt.
So war sie wieder nun gegangen,
Die Nacht, die ich ersehnt — mit Bangen
Fühl ich, wie nach zwecklosem Wandern
Sich ein Gedanke nach dem andern
Wieder in meine Stirne gräbt! . . .

Epilog

— ‚Freudig kämpfend bis zum Ziele!‘
Freund, das sind ja Worte nur.
Nicht mit leeren Tönen spiele,
Willst du folgen klarer Spur.

Wann hat je ein Ziel ein Streben,
Wenn es schrankenlos die Welt
Seinem eigenen, kurzen Leben
Rühn und kräftig unterstellt?

Und wozu ein Kampf auf Erden,
Wenn er nicht ein Ziel gewinnt:
Daß wir Alle froher werden,
Als wir waren, als wir sind?!

‚Freudig‘ — kämpft der Wahnbetörte
Und der Knecht auf blinder Spur.
Wer des Mitleids Stimmen hörte,
Kämpft in herben Schmerzen nur.

Über Sterbende und Leichen
Wird vielleicht sein Wünschen gehn,
Und sein Ziel — er wird es weichen
Weit und immer weiter sehn . . .

Erschütterung

Es lauschte heut mein Ohr nach innen
Und bebte plößlich —: es vernahm
Die Quelle nicht mehr hörbar rinnen,
Aus der bisher die Kraft mir kam.

Und kalte Angst durchrann die Glieder! . . .
Zäh stockte meines Herzens Schlag —
Was schweigst du, ewiger Born der Lieder?
Wo bleibst du, Kraft, die nie gebrach? —

Ich lauschte, aber Nichts vernahm ich,
Nichts, als des Windes lahmen Flug . . .
Angst packte mich, und Gram und Scham mich,
Und Zweifel, den ich nicht ertrug.

Vergebens suchte ich nach Worten
Für den Gedanken, der mir schwand
Und sich nach unsichtbaren Orten
Verlierend meinem Hirn entwand.

Bin ich zum Greis, zum Kind geworden?
Herr nicht mehr über meine Kraft?
Steh fremd ich an der Heimat Vorden?
Ist selbst mein Wille denn erschlafft?

Kann ich nicht mehr? — Ich konnte Alles,
Was ich gewollt, warum nicht jetzt?!
Ist von der Wucht des letzten Falles
Die Sehne unheilbar verletzt? . . .

Brodelnd begann mein Hirn zu kochen,
Die Angst schürte den Feuerbrand,
Indes in körperlichen Tochen
Mein Geist sich wie ein Niese wand . . .

Und langsam — wie aus langem Schlummer
Erhob er sich — und regte leis
Die starren Flügel, wie ein Kummer,
Der sich nicht recht zu freuen weiß.

Doch dann: — in großen Zügen wieder
Durchflog er den gewohnten Raum!
Lied fiel auf Lied perlend hernieder.
Tedoeh ich achtete es kaum.

Sommerlüge

Letzte dieser Sommernächte,
In dein müdes Sterben flechte
Ich ein letztes, müdes Lied,
Das — wie Ruf auf öden Wassern —
Uns aus Liebenden zu Hassern
Macht, und dann von dannen zieht.

Ein Stein, der aus hohen Hallen,
Lange schwankend, nun gefallen,
Und — was noch er hielt, es stürzt . . .
Und ein Tropfen, welcher leise
In des Trankes schaaale Kreise
Gleitend sie vergiftend würzt . . .

Sommerlüge! Gestern Falter,
Heute mühsam-müdes Alter,
Dem du feig und stumm dich fügst!
Mit verzehrender Lippe küßten wir
Deine Lippe, gleich als wüßten wir
Nicht, wie frech du uns belügst . . .

Ewige Kinder, irr- und schuglos,
Und vertrauend — bah, wie nutzlos
Dieses Selbstbelügens Spiel!

Und wie freudlos! — Immer wieder
Horchten wir auf Sommerlieder,
Während Schlummer uns besiel.

Mit der letzten deiner Nächte,
Dieser, mutlos nun ich rechte,
Denn Empörung packte mich:
Einen Kranz schon welker Rosen,
Weil die hauchberaubten, losen
Mich nicht freun, zerzerre ich! . . .

Tausend Tage gehen . . .

Tausend Tage gehen, schweigend, unbeachtet:
wie die Andern leben, wir uns leben sehn . . .
Dann kommt einer, der uns stillen Blicks betrachtet:
und wir schauern auf, und sehen, wo wir stehn . . .

Tausend Tage gehen: das sind viele Stunden,
wie zahllose Worte spricht ein Kindermund . . .
Fröhlich wähten wir uns ihnen fest verbunden;
plötzlich sehn wir: zwischen uns klast Tiefte ohne Grund!

Tausend Tage gehen, wie im Herbst die Blätter
fallen vom spätwind-umwehten, kahlen Baum . . .
Fühlings greift ein wütend-wildes Winterwetter
in die Krone unseres Lebens — fort der Traum!

Tausend Tage gehen, tausend kommen: einer
kommt zuweilen dir und mir und weckt uns auf.
Aber wieviel Anderen kommt in Tausenden keiner
mutig unterbrechend ihres Lebens Lauf? —

Tausend Tage gehen . . . Oft wenn in den Nächten
ich, der Längsterwachte, weiter stumm gewacht,
Dachte ich, wann kommt — fest Alle zu umflechten —
sie, die eine, große Stunde bei der Nacht?

Antwort

„Was sprichst du nicht? Es stehen Viele,
Die wollen zum ersehnten Ziele
Von Dir allein geleitet sein.
Du schweigst? — Du bist uns Antwort schuldig.
Gib sie uns! — Wir sind ungeduldig.
Bist du nicht unser, wie wir dein? —“

So lärmen sie an deinen Türen.
Dich wird nicht Lärm, nicht Vorwurf rühren,
Du gönnst dir eine kurze Frist.
Du willst dein eigenes Leben leben,
Und was du gibst, du wirfst es geben,
Wenn deine Zeit gekommen ist.

Ein Riese, nicht nur unter Zwergen,
Kannst selten du die Fülle bergen,
Stets strömt sie ungehemmt dahin.
Du aber dämmst sie, lenkst sie leise,
Zeigst ihrer Kraft die rechten Gleise,
Bestimmst ihr Ziel, und gibst ihr Sinn.

Denn du hast Zeit. Gelernt zu warten
Weißt du, daß nur der strengen, harten
Arbeit das Höchste sich erschließt;
Und du erkennst als deine Sendung,
Daß in die Form nur der Vollendung
Ihr Reichtum langsam sich ergießt . . .

Sieger

Fall nieder, Schlag! — du triffst ein müdes Haupt,
Doch kein gebeugtes! — Es ist unbestaubt
Von Angst und Neu — dem, der sich selber glaubt,
Wird solche Macht nur mit Gewalt geraubt.

Ich sehe deine Schatten schon, o Schlag,
Der über mir seit Kindheitstagen lag,
Er riß mich nicht vom freudigen Gelag —
So soll er sinken, wann er sinken mag.

Viel lange Stunden hab ich schon gezählt:
Die ersten waren wut- und angstzerquält,
Die letzten sind zum Glücke mir erwählt.
Die Wahrheit hab ich niemals mir verhehlt.

Noch bin ich nicht gefällt! — Hoch auf, mein Haupt:
Noch ward dein Schatz, dein Geist, dir nicht geraubt.
Noch kämpfst und siegst du — dem, der an sich glaubt,
Ist kühnes Spiel mit seiner Kraft erlaubt!

Komm, o mein Glück, das nie ich recht verstand,
Vor dem ich mich in scheuem Werben wand! . . .

Hoch steht jetzt deine Saat im Sonnenbrand,
Und mühlos mäht die Ähren meine Hand.

Und tollkühn raff ich auf und weiter mich.
Wie oft der Feind schon meinen Kreis umstrich,
Ich war der Sieger, der ihm stets entwich —
Und bis zu — meinem Falle siege ich! . . .

Aus: Robert Catell

Wohl: deiner letzten Kraft Gewicht
Wirfst kühn du in die Wage
Und wartest, wer das Urtheil spricht —
Du wartest ohne Klage.

Indessen hat dein Haar gebleicht
Die Zeit, der stumme Färber,
Ein Schmerz um deine Lippen schleicht —
Ihr Zug wird herb und herber.

Und eines schönen Tages schaust
Du auf mit stummer Klage —
Wo ist der Gott, dem du vertraust?
— Nirgends Gericht und Wage!

„Mein Ich —“

O Welt, wie bist du weit!
Mich zieht es über deine Berge.
Mich aber hält die Zeit,
der Scherge.

O Mensch, wie bist du klein!
Groß kannst du dich empor erst heben,
Wenn du gelernt, nur dir allein
zu leben.

O Wahn, wie bist du groß!
Ich gab mich niemals dir zu eigen
Und ich bezwang das Loos,
zu schweigen.

Mein Ich, du hebst dein Haupt!
Du warst ein Kind und wardst ein Krieger.
Wer stets an sich geglaubt
bleibt Sieger!

Das letzte Lachen

Wenn hinter dir Jahre versunken sind,

Lange, lange und schwere Jahre;

Wenn zum Manne geworden das spielende Kind,

Der ernsthaft steht an der Jugend Wahren;

Wenn dich öfter und immer öfter erfasst

Ein seltsames, unerklärliches Bangen;

Wenn du spürst, wie das Leben dich schweigend haßt,

Da die Jahre der Freude dahingegangen;

Wenn die Rosen nicht mehr so berauschend blühen .

Im Garten, im heimatlichen Garten;

Und die Sterne nicht mehr so verheißend glühen

Deinem Begehren und deinem Erwarten;

Wenn du erkennst, daß alles Flehn

Kein Bote des Glücks war, das du erträumt hast —

Dann wirst du eisig erschauern, denn sehn

Wirst du, wieviel du verfehlt und veräußt hast!

Dann weißt du: Dein Traum ist für immer vorbei!

Nun kommen die kalten Tage, die wachen . . .

Noch einmal lachst du. Es klingt wie ein Schrei. —

Das war dein letztes Kinderlachen . . .

Letzte Erkenntnis

Einst währte ich sie zu verachten —

Ich verachte sie nicht mehr.

Ich kann nur noch betrachten:

Ich schaue um mich her.

Ich betrachte das Sein wie ein Leben,

Von dem kein Teil ich bin.

Ich bin mein — ich kann mich geben

Nicht mehr den Anderen hin.

Denn ich bin wieder gekommen

Zu mir — was brauche ich mehr?

Mein ward wieder, was mir genommen;

Was geflohn, kam wieder her,

Und gab mir wieder die Hände —

Ich bin unendlich reich!

Von hier bis zum Erden-Ende

Ist mir kein Anderer gleich.

Das flößt den Mut, den neuen,

Der klaren Seele ein:

Es will sich wieder freuen,

Wieder stark die einsame sein . . .

Sie rasen, die lärmenden Toren
Und rennen die Grenzen an —
Ich verschließe meine Ohren.
Was geht mich ihr Schreien an?

Sie trennen Gerechte und Sünder
Und halten wechselnd Gericht,
Doch sie sind ewige Kinder
Und sie verstehen sich nicht.

Ich aber verstehe Alle
Und nenne Keinen schlecht:
Ob er siege oder falle,
Er ist in seinem Recht.

Ob er falle oder siege,
Es kann nicht anders sein!
Ich steige und ich erliege —
Gewiß! — doch ich bin mein!

See und Gebirge

Ich hielt. Und meine Träume tranken
Die Flammen einer fernen Welt —

Die Schatten, welche niedersanken,
Von Blitzen wurden sie erhellt,
So daß mein Auge, welches trunken
Zu den beeisten Firnen flog,
Nur als das Sprühen irrer Funken
Das Bild der Zukunft in sich sog.

Und während ich in flüchtigem Leuchten
Gewonnenes zugleich verlor,
Stieg vor mir — wie aus eisig-feuchten
Gewässern — still mein Glück empor:
Es kann im Wirrsal frecher Tage
Unsterbliches nicht untergehn,
Wohl aber kann in Fluch und Klage
Der Großen Größtes hinverwehn.

Es muß des schärfsten Schwertes Schneide
Stumpf werden im Gefecht des Tags:
Du zogst es saufend aus der Scheide —
Ein Zufall fiel und — er zerbrach's! . . .

Mit den erlahmten Händen steuert
Ein Schwimmer an das ferne Land,
Wenn seiner Jugend Wunsch erneuert
Des Alters müder Unverstand . . .

Doch wer des eigenen Lebens Wage,
Die Leid und Gram und Haß beschwert,
Über dem Grab vereister Tage
Mit legtem Lächeln ausgeleert,
Der sieht, wie seiner Sonne Schimmer
Sich vom Gebirg zurückergießt,
Welches der todgefeite Schwimmer
Als seines Lebens Ziel begrüßt.

Hoffnung und Glaube waren Splitter,
Die ein gestillter Sturm zerbrach,
Und Liebe war — — o fahrender Ritter,
Nur deine Jugend schreit ihr nach! . . .
Glaubt mir: es treibt im Wogenspiele
Der Balken des zerschellten Schiffs
Weit eher zum gewollten Ziele,
Als an den Tod des Felsenriffs!

Aus der Einsamkeit

1.

Zuweilen tönt ein Ruf in meine Einsamkeit . . .
Wo kommt er her? Was will er? — Hier ist nur weit
und breit
Die große, ernste Stille. Sie, die Unendlichkeit,
Weiß Nichts von mir und euch, weiß Nichts von Raum
und Zeit.

Was wollt ihr noch? — Ich gab euch Alles, was mir gehört.
Ihr habt es nicht genommen: das Wort, das sich empört,
Und jenes, welches leise, wie Wind im Schilf röhr,
Der Schönheit Pfad gewandelt, hat euch nicht aufgestört.

Ich fragte Nichts nach euch! Mir selber stets genug,
Fand ich das Wort des Fluches für meines Lebens Fluch.
Er ist gefesselt nun. Das ich allein ertrug,
Mein Leben — es ist mein nun! Und Hilfe nenn ich Lug!

Wie der vom Pfeil Getroffene hab ich an dieses Meer,
Wo Einsamkeit verbrandet, mich still getragen her.
Stört mich nicht länger! Wollt ihr, die ihr Nichts gabt
noch mehr?
Geht in die Welt hinüber, und lernt: die Welt ist leer!

2.

Wer durch die Erde wandert, wer diese nächtige Welt
Mit seines Geistes Fackel — ein Suchender — erhellt,
Den dürft ihr nicht mehr rufen zum Fest, das euch gefällt,
Der hält mit Eisenhänden, was er erworben hält.

Tanzt doch in euren Sälen! — Ich fragte nach euch nie.
Tanzt doch! Was wollt ihr denn noch? — Was wollt
ihr? Poesie?

Ich lache! Wem die niemals aus tiefstem Schmerz gedieh,
Der wünscht vergebens, daß ihm ein Anderer sie lieb.

Ihr habt sie weggestoßen. Und sie ging schweigend
fort —

Jetzt ruft ihr die Verschmähte zu eurem Fest als Sport?
Sie zürnt euch nicht, den Toren — sie lächelt . . .

Und von Ort

Zu Ort zieht still sie weiter zu ihrer Heimat Port.

Sie hat noch eine Heimat, die ihr verloren schon;
Und sie, die Unbelohnte, ist noch sich reichster Lohn.
Und sie, die Freigewordne, nicht steht sie mehr im Frohn
Der Herrscher und der Sklaven vor einem goldenen Thron.

Sie wandert ihre Wege . . . Auch hier, zum stillen Meer,
Kommt sie zuweilen lächelnd, wie Rosenduft, her . . .

Stört mich nicht länger! — Tragt ihr nach Gold und
Glanz Begehr,

Geht hin in eure Säle! Tanzet doch! Was wollt ihr
mehr?

3.

Der Regen rauscht hernieder. O diese Einsamkeit!
Ich sehe rings nur Sterben. Kein Leben weit und breit.
Und Stunde fällt auf Stunde vom bleichen Mund der
Zeit,
Und jede ist ein Lied mir: ein Lied, dem Tod geweiht.

Ein Lied, das nie geschrieben, hinausgeflogen ist . . .
Ein Lied, das nie die Worte am Laut der Sprache mißt . . .
Ein Lied, das schönheitstrunken, und schweigsam wie die
List . . .
Ein Lied, von dem ihr Anderen — ihr Anderen! —
Nichts wißt!

Sprecht, habt ihr das Geheimnis des Glückes je gekannt?
Schlang je um eure Stirnen sich der Freude Rosenband?
Ihr seid in blindem Taumeln ihm schreiend nachgerannt —
Doch fernab euren Wegen fand sich's zu diesem Strand . . .

Und täglich hebt's die Flügel: schwirrt wie ein Falter her,
Schwebt über diesen Bogen und schläft an diesem Meer.
Mit Augen wie die Sonne, und Händen gabenschwer,
Kam es aus eurer Welt mir: denn eure Welt ist leer!

Rückzug

Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Wird deine Stirne umwehn,
Was schon zerwirrt und zerspalten,
Noch einmal wird es erstehn.

Es ist dann vielleicht ein Hauch nur,
Eines Strahles verglimmender Schein.
Doch lebe! — und sollte es auch nur
Für wenige Stunden noch sein.

Doch lebe! — dein sei dein Sterben,
Nachdem du dein Leben verlorst,
Und konntest du Nichts sonst erwerben,
Das Höchste du doch dir erkorst.

Nacht wird ihre Flügel entfalten.
Ich werde zur Seite dir stehn,
In meinen Armen dich halten,
Und ruhig ins Auge dir sehn.

Meine Hand — sie soll nicht beben,
Mein Mund — er soll nicht schrein.

Du stirbst — und ich muß leben —:
Es soll wohl Anders nicht sein.

Und ihnen wirst, die dich schalten,
Für immer du bald nun entfliehn.
Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Und in Frieden wirst du ziehn . . .

Einsame Gedanken

— Einsame Gedanken, sie tauchen zuweilen
Urpöblich aus ihren Verstecken und eilen
Auf luftigen Flügeln davon; indessen
Hast du die flüchtigen wieder vergessen,
Und legst wieder täglich im alten Gleise
Ein Stück zurück deiner Lebensreise.
Und dann urpöblich nach Jahren — da schwanken
Vor dir die einsamen, stummen Gedanken.
Du weißt, schon einmal in früheren Tagen
Hast du dich mit ihnen herumgeschlagen.
Und seltsam beengend wird dir zu Sinnen:
Du möchtest von Neuem wieder beginnen,
Um auf ganz anderen, fremden Wegen
Dein Leben zurück noch einmal zu legen.
Es ist dir versagt. Da packt dich ein Bangen.
Du weißt mit dir selbst Nichts anzufangen,
Und währenddessen fühlst du die Gedanken
Sich fester um deine Seele ranken.

Und erst nach Tagen, die langsam gehen,
Siehst du sie weichen, und spurlos zerwehen . . .

Am Vorabend

Wenn der Morgen erwacht ist, dann sollen wir wieder,
— Nach den Jahren der Trennung — uns wiederseh'n?
Ist wirklich das Wahrheit? — Ich beuge danieder
Die Stirn. Und lasse es ruhig geschehn.

Und während dein Herz in höh'ren Schlägen
Vielleicht schon dem Tage entgegenbebt,
Durchkreise ich rastlos auf mühsamen Wegen
Die Zeit, die — getrennt — wir zusammen durchlebt.

Und ich sehe zuerst uns, wie wir vor Jahren
Gewesen: das Kind, den Knaben, den Mann . . .
Und was wir seitdem erlebt und erfahren
In dunkleren Schleiern erschau' ich dann . . .

Wir trennten uns. Und die Jahre, vorüber
Sind sie uns geflogen: ich hier und du dort.
Sie leuchteten uns: dir heller, mir trüber.
Dann dort Schatten, hier Licht. Und so fort. Und so fort . . .

Wie Sand, den die Woge am sonnigen Strande
Liebkosend verzehrt, so nahm dich die Zeit.
Mir war sie wie Glut, die mit loderndem Brande
Ein Leben verschlingt, das der Zukunft geweiht. —

Wie die Zeiten doch fliehen, die Menschen doch schreiten!

Sie reißen uns fort, so dich, und so mich —
Verändern die Menschen sich mit den Zeiten?
Verwandelt die Zeit mit den Menschen sich?

Ich kann es nicht sagen! — Es treten Gedanken
Hervor aus ihrem verborgenen Versteck:

Sie locken, sie zwingen, sie zeigen, sie schwanken,
Und schwinden — sie suchen heißt Lebenszweck.

Doch wir finden sie nie: wir kehren nur immer
Zurück in unsere verbbdete Brust,
Dort wühlen wir schreiend nach einem Schimmer
Von Hoffnung, nach einem Schimmer von Lust! —

Was wissen wir Beide noch voneinander?

Nichts, als was der Bote uns eilend gebracht:
Daß der Eine ‚daheim‘ ist, der Andre ein Wanderer.
Was heißt das? Daß Keiner zum Ziel es gebracht!

Zum Ziele, von welchem in Jugendtagen

So oft wir gesprochen, dem herrlichen Ziel —
Du, der es vergaß, du siehst es noch ragen,
Mir, der es erreichte, in Staub es zerfiel.

Denn so ist das Leben: der kraftvoll Strebende

Erlahmt, verzweifelt, verflucht und entsagt,
Und glücklich allein ist der ruhig Lebende:
Er denkt nicht, er fragt nicht — er jubelt und klagt!

Es scheint mir, daß unsere Zeit die Worte
Der Sprache verwischt hat; daß Keiner mehr
Durch die tausendfältig geöffnete Pforte
In das Innere gelangen kann — Alles ist leer!

Die Hallen der Freude, sie sind nicht verschlossen,
Nein, sie sind geöffnet, doch Keiner tritt ein.
Wer der Jugend Kräfte in Sehnsucht vergossen,
Für ihn ist die Freude kaum mehr als ein Schein . . .

Daß das Wort doch niemals zum Worte sich finden,
Das Herz zum Herzen nie finden sich kann!
Wir sind Alle geteilt — nur die Ewig-Blinden,
Sie finden sich stets in dem gleichen Bann!

Ich kenne das Spiel! — Denn ich lernte es kennen
In den Jahren des Grams. Von Sehnsucht erfüllt
Am Abend des Morgens, welcher uns trennen
Und binden soll, bin ich von Zweifeln umhüllt.

Ich weiß nicht, was soll ich dir Morgen sagen —
Das Erlebte ist Tat, doch das Wort ist ein Spiel.
Ich weiß nicht, was soll ich dich morgen fragen —
Es ist zu Wenig, es ist zu Viel!

Wir werden uns unsere Masken zeigen.
Dann sprechen wir, endlich werden wir warm,

Und wenn wir beginnen wollen, dann schweigen —
O entsetzliches Leben, wie bist du so arm!

Wenn der Morgen erwacht ist, dann sollen wir wieder,
— Nach solchen Jahren! — wir wieder uns sehn?!
Ich bange, ich zweifle. Doch beuge ich nieder
Den Wunsch, und — lasse es ruhig geschehn . . .

Undankbarkeit

Ahnst du nicht, daß diese Tage,
Wärmend wie der Sommerwind,
Nur mit leisem Flügelschlage
Auch zu mir gekommen sind?

Daß erst nach durchdarbten Nächten,
Die mir Herz und Mut gebleicht,
Dieses Glück — mit dem zu rechten
Sich nicht lohnt — auch mich erreicht?

Dies Bezahlen alter Schulden
— Ungern nur erfüllte Pflicht —,
Sühnt das bittere Gedulden
Allzulanger Jahre nicht!

Die Flamme

Schon so Vieles ist gekommen
Über mich, seitdem genommen du mir bist!
Und noch immer kann ich lachen . . .

Wie das seltsam ist!

Stunden, Tage, Wochen, Jahre —
Wiege, Hoffnung, Zweifel, Bahre — immer gleich!
Was dazwischen liegt? — Ein Entfachen
Der Gewalt im Reich.

In dem Reiche meiner Kräfte.
An den morschen Stamm festhefte ich mein Tuch.
Es ist rot — von meinem Blute . . .

Weht es euch als Fluch?

Kann ich denn noch immer lachen? —
Nein, ich muß! — Denn nicht mehr lachen läßt sie sich,
Jene Flamme, die zum Mute
Fachte dich und — mich!

Vor der Entscheidung

Bald schlägt mein Geist seine letzten Schlachten.

Wenn ich in ihnen nicht Sieger bin,

Wird Finsternis mich ewig unnachten. —

Nur zögernd trete ich diesmal hin.

Es muß mein Herz seine Leidenschaften,

Seinen ganzen Scharfsinn muß mein Verstand,

Mein Arm seine Muskeln, die nicht erschlafften,

Zum Kampfe stellen im Widerstand.

Dann werde ich siegen, wie immer ich siegte!

Dann ziehe ich stolz in die Hallen ein,

In welchen die Hoffnung in Träumen sich wiegte . . .

Dann werden der Wünsche Erfüllungen mein!

Dann wird mich die Menge jauchzend umschaaren:

Ich halte ein Lächeln für Jeden bereit.

Ich werde als Gott die Weiten befahren,

Die Weiten des Traums meiner Kinderzeit . . .

Man wird meine Straße mit Rosen bestreuen . . .

Die Liebe schmiegt wärmend sich an meine Brust.

Man wird das Verlorene mir doppelt erneuen,

Und alles Erneute ist Glück und ist Lust! —

Ich siege auch diesmal. Ich weiß es. Was zieht sich
Mein Fuß zurück? Was zaudert mein Geist?
Was zittert die lechzende Seele? — Sie sieht sich
Im Raume der Ferne verirrt und verwaist.

Sie sieht sich schweben über den Gründen,
Sich wiegen voll Wollust auf wolfigem Pfuhl,
Denn sie hat es verlernt zu den finsternen Schlünden
Der Schwachheit zu tauchen voll Mitgefühl! —

Ich zaudere und reichte dem tiefen Unnachten
Der Wirklichkeit Stunde um Stunde hin . . .
Bald schlägt mein Geist seine letzten Schlachten
Weh mir, wenn in ihnen ich Sieger bin!

Mein Weg zur Freiheit

1.

„Ich will in Freiheit leben!“ sprach ich.
Mit einer Kraft, die größer war
Als meine arme Jugend, brach ich
Mir Bahn durch jede Schwärzerschaar.

Die Freunde schwanden mir zur Seite,
Wie Blüten fliehn beim Sturmeswehn . . .
Den Blick gerichtet in die Weite
Sah sie mich zweifelnd vorwärtsgehn.

Des Willens starke Flügel trugen
Durch Nacht mich hin zum Morgenschein —
Als sie ans Ziel ermattet schlugen
Sah stumm ich auf und stand allein.

2.

Niemals vergesse ich den Morgen,
Der lächelnd meine Stirn umwob,
Nach einem Leben voller Sorgen,
Angst, Zweifeln sich als Ziel erhob!

Rühl war er wie des Stromes Welle,
In die der durstige Mund sich taucht.
Ich stand auf der ersehnten Schwelle,
Vor der das Meer des Blutes raucht,

Und hinter welcher ewiger Friede
Und ewige Freude wohnen soll.
Ich trat nicht ein. Als Glied im Gliede
Bezahlte ich der Klugheit Zoll.

Niemals vergesse ich den Morgen,
Wo ich dahingab, was ich fand,
Da an ein Sein voll Angst und Sorgen
Die Freiheit selbst mich wieder band!

3.

Der Morgen blieb. Ich hatte bebend
Am Freiheitquell getrunken — nie
— In Angst, in Sorgen, Zweifeln lebend . . .
Vergaß ich sie, die Freiheit sie! . . .

Nur ernster ward mein Blick und trüber.
Wenn ich durch laute Gassen ging
Sah ich zuweilen still hinüber,
Ob nicht ein Blick an meinem hing.

Suchend das Lächeln der Erkenntnis,
Das wortlos mir zu sagen schien:
'Ich bin bereit . . .' Stummes Verständnis
Band dann an mich ihn, mich an ihn.

Wir gingen weiter, denn wir beten
Im Knechtschaftstempel noch zum Schein.
Wenn wir der Freiheit Reich betreten,
Sind wir mit uns nicht mehr allein!

4.

Mit Blut die Zukunft zu beschwören
Ist Wahnsinn, den Vernunft verdammt.
Wie kann der Freiheit angehören,
Was noch der Knechtschaft Fluch entstammt?

Tor, der du von dem schwangeren Weibe
Das Kind gewaltsam eher löst,
Als es sich selbst vom müden Leibe
Am rechten Tage willig stößt!

Was hilft's, Versagtes zu begehren?!
Glaubst du, mein Herz ist weniger wund,
Weil in Verfluchen und Beschwören
Sich nicht ergießt mein bleicher Mund? . . .

5.

Schon stand ich an der Freiheit Thoren . . .

Wißt: Hätte ich den Schritt getan,
Ihr hättet ewig mich verloren!
Nun engt uns noch dieselbe Bahn,

Die euch mit mir zum Ziele führen,
Die mich mit euch befreien soll —
Jetzt gilt es Steine nicht zu rühren,
Nein, zu bezahlen seinen Zoll

Der Macht, auf daß am späteren Tage
Die Größeren wir und Stärkeren sind,
Dem Tag, an dem mit einem Schlage
Zum Mann entmündet sich das Kind!

6.

Niemals vergesse ich den Morgen!
Sein Licht als Flamme in mir brennt:
Ich war schon frei! — von allen Sorgen,
Von allem Zweifel schon getrennt!

„D wäre ich doch eingetreten!“ —
— Jedoch den Wunsch erstickt mein Mund —
Ich brauchte nun nicht mehr zu beten,
Ich wäre frei von euch auch! — und

Ihr hättet ewig mich verloren,
Um den ihr nun euch hoffend drängt,
Den ihr als Retter euch erkoren,
Daß er für euch die Tore sprengt . . .

7.

Ich bin kein Retter — in die Mitte
Der Horschenden zurückgescheucht,
Vernehmst des Freien letzte Bitte,
Die Hohn vielleicht und Spott euch deucht:

„Sei frei! — du bist es stets gewesen,
Jedoch du wolltest es nicht sein!
Esklave warst du, weil du erlesen
Nur Andere stets, dich zu befreien!

Torheit, den Toren noch zu sagen:
„Auf, werdet frei!“ — Ich sage dir
(Nicht euch, nein dir!) —: „Wozu die Klagen —
Folge dir selbst, nicht folge mir!“

Wenn Jeder zu dem gleichen Ziele
Der Freiheit seine Flügel spannt,
Wie ich, erreichen wir als Viele
Einzeln der Zukunft Heimatland.“

8.

Nicht wahr, ich habe nicht gelogen?
Ich habe keinen Weg gezeigt?
Ich habe mich nicht selbst betrogen,
Indem ich mich euch zugeneigt?

Schon stand ich an der Freiheit Schwelle
Und bin bewußt zurückgekehrt.
Noch war es Zeit nicht. — Ach, die Helle
Der Hoffnung hat uns aufgezehrt! . . .

Wartet noch eine kleine Weile!
Wir brauchen ja nicht Alle — nur
Den Teil, der flugbereit in Eile
Schon sucht und bald erspäßt die Spur . . .

Es kann so lange nicht mehr dauern,
Bis sie zu sich gekommen sind . . .
Schon stürzen hin die Felsenmauern
Des Wahns, der eine Welt umspinnet.

Bald weigern wir uns zu gebieten
Und zu gehorchen — und es fällt
Nach tausend hoffnungslosen Mieten
Der Preis uns zu der freien Welt!

Dann ist gesprengt die Bank der Staaten
Von unserer schwächern Übermacht!
Wir spielen nicht mehr. Unsere Saaten
Einernten wir nach langer Nacht.

Die große Nacht

1.

In dieser großen Nacht, da Alles sich befließ,
Mich niederwärts zu stürzen, hob ich mich hoch und riß
 Bom Haupt des Ruhms herab den Silberschleier!
In dieser großen Nacht, einsam auf mich gestellt,
Entrollte sich vor mir das kühne Bild der Welt —
 Allein beging ich meines Sieges Feier .

2.

Kein Becherwink der Freude . . . Kein Zuruf, froh und
 laut . . .
Kein Tücherwehn . . . Kein Lorbeer . . . Kein Jubel,
 hochgestaut —
 Kein Stern! — und keine Hoffnung! — Nichts als
 die eigene Engnis! . . .
In dieser großen Nacht hob ich mich selbst empor,
Devor sich rettungslos mein Geist an euch verlor —
 Geführt von keiner Hand verließ ich mein Gefängnis.

Die Ketten fielen flirrend. Barsch schloß das Thor sich zu.
Ich bin befreit. Es lädt mein Bett mich ein zur Ruh.

Es schlafe, wer da will. Ich bin seit heut ein Freier!
Und bis der Morgen graut, soll sich in meine Brust
Ergießen unerschöpflich ein Strom von Lebenslust,
Denn jetzt beginnt mein Geist die Siegesfeier!

3.

Nicht mehr von euch verurteilt, von euch nicht mehr
entsandt,

Entwandelt mein Gedanke ins grenzenlose Land . . .

Nirgends ein Pfahl, der sagt: ‚Hier steh!‘ — ‚Hier ende!‘
Das Leben ist besiegt. Was heißt das: schlecht und gut?
Was: groß und klein? — Was Ebbe des Leids, was
Glückesflut?

Alles ist eins: ein Spiel der Kinderhände.

Wir haben Alle nur die Wand des Seins berührt:

Der Eine ward geleitet, der Andere hat geführt —

Wer stirbt, so sagen sie, allein sei Sieger.

Ich glaube ihnen nicht. Es prahlt der stumme Tod

Das letzte Wort nicht aus, dem alles Sein entloht —

Wenn ich nicht bin, so bin ich auch kein Krieger!

Ich glaube ihnen nicht. Nichts glaub ich ihnen mehr:

Einst war die Welt mir reich, nun ist die Welt mir leer.

Einst war ich arm — nun bin ich reich geworden!

Evoe, große Nacht! — Die Sterne leuchten hell . . .

Mein Herz klopft freudestürmisch — — Stille . . .

Hundegebell . . .

Und fern — dort rauscht mein Meer in ewigen

Akkorden . . .

Evoe, große Nacht! — Den Becher her mit Wein!
Dir trinke ich ihn leer — uns: dir und mir allein!
Hin, Waffe du und Schild! Ich bin nicht mehr ein
Fechter!
Ein Träumer will ich sein; ein Kind, das dann und
wann
Die Augen staunend aufschlägt — ich, dieser selige Mann!
Ja, fordere nur, Welt, und höre mein Gelächter:

Der Eine hochgeflogen, er hält sich Jahrelang,
Der Andere, halbzerschmettert, sinkt hin — wer weiß ihm
Dank? —

Kein Retter, weder Mensch, noch Gott, hält mir die
Wage!

In dieser großen Nacht — allein, allein, allein! —
D ich bin übergücklich: es spricht der Morgenschein
Von einem Tag mir, einem — langen Tage!

4.

Es neigt die große Nacht sich ihrem Ende zu.
Mein aufgebahrtes Bett lädt mich zu kurzer Ruh.
Mit weißem Finger an klopft schon der Morgen.
Entschlummere! — Wache auf! — Und bist du wirklich
groß,
Zieht morgen deine Hand eisern das große Loos:
Das Los der Freude aus dem Kelch der Sorgen.

Die Oase

Sonne, o leuchtende Sonne, wann senkst du dich
wieder! . . .

Wie ein Verdurstender beug ich zur rieselnden Quelle
mich nieder,

Trinke, trinke die Flut, welche Vergessenheit heißt . . .
Und durch die dorrende Wüste des Lebens schreite ich,
schreite,

Bis ich ihr Ende erreicht . . . Palmen und Dunkel.
Bereite

Hier dir dein Lager, denn hier ruhen die Wanderer
zumeist.

Schattenkühle und Quellengemurmel. Hoch mir zu
Haupten

Glänzt schon ein tröstender Stern. Von meinen Wunden,
bestäubten

Füßen fällt die Sandale, von meinen Schultern die Last.
Das ist die Wanderung des Lebens: tagsüber durch
Wüste zu gehen,

Um in verschwiegener Nacht die Sterne des Friedens zu
sehen,

Dazu sind wir verdammt! Wie spät oft, ach, kommt
uns die Raft!

Jählings werf ich mich nieder. Nun, da mein Hunger
gestillt,

Bin der verachteten Last ich zu verzeihen gewillt —

Gleich dem erschlagenen Feind sank sie zu Boden und
schied.

Ich bin Sieger! — Und jetzt, ehe die östliche Nacht
Hinter die Ferne gesunken — dem Panther gleich, welcher
sich sacht

Von seiner Beute geschlichen — jetzt, Wanderer, singe
dein Lied!

Welche berauschte Nacht! — Ich stütze mein Haupt
in die Hände.

Müßlos durchfließt mein Gedanke Jahrhunderte — An-
fang, kein Ende —

Wiege des Menschengeschlechts, der Nichts mehr ent-
spricht!

Und ich singe den Sternen, dem flüsternden Quell und
der Wüste singe ich . . .

Lautlos horchen die Wipfel der Palmen . . . Unzählige
Laute verschlinge ich,

Bis der entschlummernde Mund nur noch murmelt,
bis er sich schließt . . .

Alles ein Traum und ein Schein, des Gehirnes flüchtige
Geburten!

Nirgends sind Palmen und Quellen, Nasenkühle und
Furten,

Doch auch im Abendland hier umstarrt sie, die Wüste,
uns rings.

Hier auch senkt uns die Sonne der Mühsal mit töd-
lichen Strahlen,

Hier auch erreichst die Dase der Ruhe du nur unter
Qualen,

Hier auch narrt uns das ewige Rätsel des Lebens als
schweigende Sphinx.

Sonne, o leuchtende Sonne, du ruffst mich aufs Neue!
Gleich den Sorgen, dem Kummer, dem Wahn, so hältst
du mir Treue —

Nur noch dies Wort — jetzt bin ich bereit, um weiter
zu gehen . . .

Denn meine Worte sind Tropfen, sie fallen von meinem
Gefieder,

Welches dem Bad des Lebens entstieg — o ihr, meine
Lieder,

Nur ein erhabenes Herz kann eure Sprache verstehn!

Der
Inhalt des ersten Bandes
steht
am Schluß des zweiten Bandes



556417

Mackay, John Henry
Gesammelte Werke. 1. Bd.

LG
M153

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 29 05 08 010 1